

Aus Basels Biedermeierzeit

Autor(en): Hermann Christ-Socin

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1943

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/328a0588-c4b7-42a6-a745-0d2ac29d9a33>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Aus Basels Biedermeierzeit.

Kindheits- und Schulerinnerungen
von Dr. Hermann Christ-Socin.

12. Dezember 1833 bis 23. November 1933

Die nachfolgenden Aufzeichnungen des fast hundertjährig im Jahre 1933 verstorbenen großen Juristen, Botanikers und Philanthropen sind uns in dankenswerter Weise von seinem Enkel Dr. P. Würz zur Veröffentlichung im Basler Jahrbuch überlassen worden. Zu vollem Verständnis und Genuß tut man gut, sich die weitreichende Bedeutung des Gelehrten und Menschen an Hand der leicht erreichbaren wissenschaftlichen und populären Gesamtdarstellungen ins Gedächtnis zurückzurufen. Als solche seien genannt: die Darstellung von Ed. His in seinen «Basler Gelehrten des 19. Jahrhunderts» (wo auch die Literatur verzeichnet ist), die fachwissenschaftliche Würdigung von Gust. Senn in den «Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft» (Jahrg. 1933, Bd. LI, 2. Generalversammlungsheft, ausgegeben am 13. Juni 1934, Berlin-Dahlem) und für das Gesamtlebenswerk die Schilderung Hans Ansteins im Basler Jahrbuch 1935; Da findet sich auch die lange Liste der wissenschaftlichen und populären Aufsätze beigefügt nebst den Weckrufen in die Zeit, wie sie dann und wann aus der Feder Christs im «Christlichen Volksboten» erschienen. Namentlich die zuletzt genannte Studie und die Menge darin verwerteter Briefe, mit denen Christ den Verfasser auf seiner 22 Monate währenden Afrikareise begleitete, wirft nach rückwärts helles Licht und läßt manchen Zug der schlichten Kindheitserinnerungen bedeutungsvoll erscheinen.

Diese selber sind im April 1931, also in Christs 98. Lebensjahr, aufgezeichnet worden und waren ursprünglich ganz und gar als persönliche Mitteilungen an Sohn und Enkelkinder abgefaßt. Das macht ihren Reiz aus: mit einer Unmittelbarkeit, Frische und Gedächtnistreue ganz eigener Art schlägt hier ein Mann von biblischem Alter vor seinen Nachkommen das Buch seiner Kindheit auf. Wir geben die Aufzeichnungen darum mit einigen Kürzungen in ihrer ursprünglichen Schreibung und oft altmodischen Ausdrucksweise wieder; nur die Zeichensetzung ist zum bessern Verständnis modernisiert.

Sie führen den Leser in die Regenerationszeit der dreißiger, dann in die vierziger und fünfziger Jahre hinein; von öffentlichen Dingen ist wenig, von Politik gar nicht die Rede; dafür ist das Bild des alltäglichen bürgerlichen Lebens um so farbenreicher; deshalb glaubten wir uns zum obigen Titel berechtigt. Man ist in einem Basler Bürgerhaus von althergebrachter Sitte und einfachen Lebensformen, von schlichter, biblischer Frömmigkeit; wir sehen, wie man lebte, im Alltag und

am Sonntag, daheim im engsten Kreise und auswärts in der großen Verwandtschaft, nach Sitte und Brauchtum, im Getriebe der Woche, in den Ferien und auf Reisen; Kinderspiele, erste Schulzeit, Liebhabereien, früheste Lektüre werden berührt, bis der Ernst des Lebens mit Gymnasium und späterm Pädagogium beginnt; deutlich spüren wir die bildenden Mächte am Werk, die den Grund zu dieser Pyramide des Lebens gelegt haben, und die Schulmänner ziehen, meist kurz und scharf profiliert, vorbei, die von den ersten Anfängen bis zum Beginn des Studiums am Bau mitgeholfen haben. Gewiß erscheint da und dort das Urteil etwas einseitig, zumeist aber kann es vor dem Richterstuhl der Schulhistoriographen mit Ehren bestehen¹. Und wo es einseitig bleibt, da fließt es aus der früh geschlossenen, charaktervollen Persönlichkeit. Jedenfalls wächst der Knabe im vollen Genuß der Kinderfreiheit heran, nicht verschult und nicht verbüchert, in einer lauterer Welt geistiger Gesundheit, fern von trübenden Einflüssen. Man denkt bei der Betrachtung dieser Jugend unwillkürlich an jenen Goetheschen «Gesang Mahomets», wo unter dem Bild eines Quells der Lebenslauf des religiösen Genius, oder allgemeiner, des außerordentlichen Menschen schlechthin, geschildert wird, und man spürt die «guten Geister», die ihn «nähren», ahnt etwas von der providentiellen Leitung, unter der er steht.

Wer von H. Christs späterem Lebenswerk biographisch und wissenschaftlich eine genauere Vorstellung hat, dem gewährt es nun einen eigenartigen Reiz, vom Erfolg auf die knabenhaften Bemühungen, von der Vollendung auf die *Anfänge* zurückzublicken und stauend in den Kindheitserinnerungen das Ansetzen der Knospen zu beobachten, aus denen so reiche Blüte und Frucht hervorgehen sollte.

Von klein auf für alles Pflanzenleben begeistert, frühe an Alex. von Humboldts «Ansichten der Natur» orientiert, ein leidenschaftlicher Sammler von Naturalien, begabt mit ungeheurer Vorstellungskraft für das Entfernteste und nur vom Hörensagen Gekannte, bereichert im Geist durch vielfältiges Lesen von botanischen und Reisewerken, später getrieben von starken völkerkundlichen, missionarischen und allgemein philanthropischen Interessen, hat Christ über eine so reiche und richtige Anschauung fremder Landstriche und Erdteile mitsamt ihrer Bevölkerung verfügt, daß er seinen jüngern Freund Hs. Anstein auf dessen Reisen zum voraus auf alles Beachtenswerte aufmerksam machen konnte, ein idealer Ratgeber und Reisebegleiter aus der Ferne; seine Briefe spielen deshalb in H. Ansteins großem Reisewerke von 1833, «Afrika, wie ich es erlebte», die gebührende Rolle. Dieses war denn auch Christ zum 100. Geburtstage zudedacht, hat er doch als Jurist und Missionsmann alle politischen, sozialen und missionarischen Anliegen mit dem Afrikareisenden durchgesprochen und aus dem fernen Riechen miterlebt.

Der *Botaniker* von mehr als nur europäischem Ruf, der seine wissenschaftlichen Erfolge bescheiden stets nur als Ergebnisse seiner Nebenbeschäftigung betrachtete, der damit aber Basels Ruhm in der

¹ Man vergleiche für die damalige Gemeindeschule die Studien von W. Heß im Basler Jahrbuch 1884 und 1889 und für das Gymnasium Th. Burckhardt-Biedermann, «Gesch. d. Basl. Gynn.».

weiten Welt förderte, er erscheint schon in dem leidenschaftlichen kleinen Liebhaber mit der Botanisierbüchse und dem Sommervogelgarn deutlich vorgebildet. Ueber Christs Bedeutung sagt die Fachliteratur alles Wünschenswerte; sie ist im Systematischen wie Pflanzengeographischen gleich groß. Dabei besaß er die beneidenswerte Gabe, wissenschaftliche Ergebnisse auch allgemein verständlich und fesselnd zu bieten. Mit seiner «Geschichte des alten Bauerngartens der Landschaft Basel» lebt sein Name noch heute fort, auch bei Leuten, die sonst kaum mehr von ihm wissen. Ebenso ist am gegebenen Orte über seine fachwissenschaftlichen Leistungen als *Jurist* (am besten bei Ed. His a. a. O.) nachzulesen. Auch da Erfolge von weitreichender Wirkung; man denke nur an seine bahnbrechenden Ideen zur Eisenbahnpolitik!

Dabei war alles bisher Vorgebrachte nur eine Teilemanation einer reichen Natur. Christ konnte, schöne Blumen zeichnend, einer juristischen Beratung beiwohnen und an deren Schluß ein Gutachten von durchschlagender Klarheit abgeben.

Wohl die weiteste Wirkung war aber Christ auf dem Gebiete des religiösen *Philanthropismus* zgedacht. Auch da reichen die Wurzeln tief in den kindlichen Wachstumsgrund hinab. In der schlichtfrommen, auf strengste Pflichterfüllung und tätige Menschenliebe haltenden Erziehung gab es keine geistlichen Diskussionen; das religiöse Erlebnis wurde nicht zerschwatzt, alles drängte nach Gewissen, Tun und Leben. So formte sich das verantwortliche religiöse Gemüt, das im Namen des Christentums und der Menschlichkeit gegen Unrecht und Vergewaltigung öffentlich seine Stimme erheben muß. So trat Christ als Einzelner, ohne andern Beistand als den seines Gewissens, ohne andere Waffe als seine von brennender Bruderliebe geführte Feder auf gegen Leopold II. von Belgien, seinen Staat, seine Kolonialverwaltung und ihre berüchtigten Kongogreuel. Damit und in ähnlichen Anliegen steht er da als ein machtvoller *Wecker des Weltgewissens*, mahnend, zürnend und strafend. Wenn nach neuerer theologischer Auffassung die Propheten Männer waren, denen Gott den Blick helllichtig machte, dem Volk seinen Willen und seine Gedanken zu offenbaren, so hat Christ etwas von einem Propheten an sich. Dazu gehört auch sein Weit- und Tiefblick in das kommende Weltgeschehen hinein. Wie zwei Generationen früher ein Jakob Burckhardt die Katastrophe des Weltkrieges ahnte, so hat Christ in die «diabolischen Hintergründe» der späteren Weltpolitik hineinzusehen geglaubt; er spricht von dem «ganz großen Elend», dem wir jetzt entgegentrieben, und es ist höchlich überraschend, heute in seinen Briefen zu lesen, was er schon im Februar 1932 von dem künftigen Verhalten der Japaner zu sagen weiß.

Von einer Teiläußerung dieser divinatorischen Kraft war schon oben die Rede, wo sein staunenswertes Vermögen, sich die Pflanzendecke nie betretener Gegenden völlig richtig vorzustellen, angeführt war. Er erinnert hierin als Intuitions- und Gedächtnisphänomen an den Philosophen Kant; von dem wird berichtet, er habe einst in seiner geographischen Vorlesung eine so genaue und anschauliche Beschreibung der Londoner Westminsterbrücke geboten, daß ihn ein englischer Zuhörer nachher fragte, ob er in London zu Hause oder ein

Architekt sei. Dabei war Kant kaum je über Königsberg hinausgekommen; Christ kannte das Pflanzenkleid der ganzen Erde, und sein entferntestes Reiseziel waren die Kanarischen Inseln gewesen! Er hat auch wohl um die Berechtigung dieser intuitiven Kraft als Forschungsprinzip gewußt. (Vgl. den Brief an Prof. Gams, Basler Jahrbuch 1935, S. 18.) Er rückt damit in die Nähe jener neuesten Entwicklung, wie sie mit seiner «Unbestimmtheitsrelation» der Wiener Heisenberg auf dem Gebiet der Physik vertreten hat, die besagt, daß unter Umständen un deterministischere Fassungen der Wahrheit näher rücken als die starren mathematisch-physikalischen Gesetze des vorigen Jahrhunderts.

Damit sind wir von den Kindheitserinnerungen weit abgekommen. Doch nur scheinbar. Es ist eben so: Je mehr man sich mit H. Christs Leben und Lebensleistung befaßt, desto größer erscheint er. Man hat deshalb das Bedürfnis, den der heutigen Generation schon Entrückten wieder herbeizuholen und zugleich den Linien seiner Entwicklung nachzufahren bis in die Kindheit hinein, um hier in der traulich behüteten Kleinwelt der Väter die starken Wurzeln der Kraft aufzusuchen, die der reichen und vielgestaltigen Begabung auch die nötige Begeisterungsfähigkeit mitgaben und ihn so einen der großen Basler werden ließen, deren äußeres Dasein so schlicht, deren Interessen so weitgespannt und deren Bedeutung für ihre Zeit und die Nachwelt kaum überschätzbar sind.

Und ein echter, guter Basler ist Christ zeit seines Lebens gewesen, abhold allem Schein und Getue, seiner Vaterstadt ohne große Worte innig zugetan. Als er einst einen jungen Fachgenossen und Freund, Dr. John Briquet aus Genf, über die Wettsteinbrücke zum Bahnhof begleitete und der Fremde, das Stadtbild bewundernd, ausrief: «Bâle est pourtant une belle ville», ergänzte Christ einfach: «et digne d'être aimée...²» Und nun mag das Jugendbildnis des großen Juristen, Botanikers, Philanthropen und guten Baslers für sich selber sprechen.

E. J.

² Gütige Mitteilung von Prof. Gustav Senn.

Eltern, Elternhaus und Umgebung

Mein lieber Vater, *Johann Jakob Christ*, entstammt einer Hugenottenfamilie aus Markkirch, Elsaß-Lothringen, die um 1640 nach Basel flüchtete. Sein Vater war ein sogenannter Sensal, welcher die Wechselgeschäfte der Handlungshäuser vermittelte. Das war der Ursprung der spätern Börse. Mein Vater, geb. 1796, studierte, soviel dies in den zwanziger Jahren des XIX. Jahrhunderts in der Vaterstadt möglich war, Jurisprudenz, namentlich unter Prof. Schnell dem Vater, Präsidenten des obersten schweizerischen Gerichtshofes während der Helvetik (1798 bis 1803). Auch ein deutscher Dozent, Snell, ist damals vorübergehend in Basel aufgetreten.

Alsdann erwarb er das kleine, uralte Haus «zum Eichhörnli» am Bäumlein, eröffnete ein Notariatskontor, übernahm mehrere Aemter, so die Statthalterei über den Basler Landbezirk, soweit er nach der Teilung der dreißiger Jahre bei der Stadt geblieben war: nämlich Riehen, Bettingen und Kleinhüningen, und verheiratete sich mit Fräulein *Christine Hoffmann*, geb. 1802, aus dem töchterreichen Pfarrhause Blankenloch bei Karlsruhe, wo damals noch die napoleonische Epoche eine gewisse Kultur hinterlassen hatte und wo z. B. Johann Peter Hebel Hausfreund im Pfarrhause war. Im Winter 1813/14 sah mein Vater am Petersplatz vor dem Socinschen Hause die drei siegreichen Potentaten Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm, wie sie dem Vorbeimarsch ihrer Truppen zusahen. Sie suchten sich durch Armbewegungen der außerordentlichen Kälte zu erwehren. Meine liebe Mutter erinnerte sich noch, wie Napoleon mit Marie-Louise im offenen Wagen durch Karlsruhe fuhr.

Da eine Schwester in Basel an den Apotheker *Wettstein*, eine andere an Pfarrer *Ziegler* im nahen Steinen im Wiesental verheiratet war, ergab sich die Annäherung leicht.

Im Frühling 1833 fand die Heirat statt. Der Moment war trübe. Zwischen Basel und der Landschaft waren die politischen Beziehungen höchst gespannte, und am 3. August fand das blutige und für die Stadt verhängnisvolle Gefecht auf dem Rückzug durch die Hard statt, an welchem mein Vater als Leutnant teilnahm. Er erzählte wenig davon, aber sehr tragische Züge. Ich bewahre noch seinen Degen mit breiter Klinge, Style Empire, auf.

In unserm Hause herrschte Friede und inniges Einverständnis. Im Dezember desselben Jahres wurde ich geboren: ein einziges überlebendes Kind.

Meine Erinnerung reicht zurück bis etwa zu meinem Besuch der Kinder-, sogenannten Häfelischule, welche Jungfer Haegler im Obersthelfergäßli hinter dem Münster hielt. Deutlich ist mir vor Augen ein Geschenk dieser guten Seele, das mich entzückte, bestehend in einem kleinen Lamm aus lockig gespritzter Butter, für mich der Inbegriff rührender Lieblichkeit.

Mein lieber Vater hatte durchaus gelehrte Neigungen: Geschichte, von den Alten besonders Sallust, Wurstisen, Joh. von Müller, Peter Ochs. Dann Philosophie: Schiller, Lessing las er viel. Den damals noch nicht angezweifelten Erasmus schätzte er hoch und besaß dessen schöne Adagia, ed. Froben, und die kleinen, zierlichen Colloquia, ed. Elzevir. Dabei imponierten ihm auch einige heute verschollene Größen: so die Gebrüder Follen, stark in der deutschen Freiheitsbewegung kompromittiert, während er die Basler Helden des Fortschritts zu gut kannte, um sie zu überschätzen. Konservativ war er nicht im Partei-, sondern in einem individuell idealen Sinne.

In seinen ersten Ehejahren erfreute er uns mit Gesang zur Gitarre. Da hörte ich z. B. «Auf, Matrosen, die Anker gelichtet» oder Holteys Mantellied, damals Standardstücke für Sänger. Meine liebe Mutter machte sich vermöge ihrer vortrefflichen Umgangsformen und ihres stark kontagiosen liebevollen Wesens bei den Frauen ihrer Sphäre bald beliebt, und ein «Montag» vereinigte am Abend jeweilen

reihum diesen Frauenkranz zu Kaffee, Stricken und reichlicher Unterhaltung. Hie und da hatte auch ich — nicht zu meinem Vergnügen, obschon dabei etwas Gutes für mich abfiel — mich zu zeigen.

«Ja, ist das jetzt also das Hermännle!» interviewte mich einmal eine Gästin aus Baden.

Im Hause sprach meine Mutter, ohne an den Basler Dialekt etwas zu vergeben, ihr badisch gefärbtes, aber sehr gutes Deutsch. Der Vater bog oft vom Basel- zum Gutdeutsch ab. Ich biß stierköpfig den Basler Buben heraus, sprach den Dialekt so urchig als möglich, ja nahm mir heraus, im stillen Kritik an der lieben Mutter zu üben, wenn sie etwa französische Wörter oft komisch, oft genial deutsch ummodelte.

Ein Wort über unsere Haushaltung mag noch gesagt sein, um so mehr, als auf ihrem Fuß damals die meisten bürgerlichen Häuser Basels geführt wurden.

Die Beleuchtung lieferte der messingene Lichtstock mit der Unschlittkerze. Dabei lag stets die Abbreche (Lichtschere) zum rechtzeitigen Lichtputzen, d. h. Wegnehmen des zu langen Dochtes. Das Licht wurde in die Mitte des Tisches gestellt, und an diesem einen Licht machte ich meine Schulaufgaben, war die Mutter mit Näharbeit beschäftigt, saß auch das Dienstmädchen, wenn es nicht daneben am schnurrenden Spinnrad «Reiste» spann. Erst in den fünfziger Jahren begann der Siegeslauf der Oelampe. Feuer und Licht wurde mit dem Feuerzeug entzündet: mit Stahl und Stein, die den erzeugten Funken auf das Schwefelholz fallen ließen. Weit später kamen die Phosphorzündhölzchen auf, mit welchen ja jetzt die Schweden die Welt erobern wollen; deren Vorläufer war die ephemere, aber niedliche Zündmaschine.

Der Tisch war einfach, besonders da, wo Familientage, periodische Mahlzeiten größerer Basler Familien, nicht üblich waren. Selbstverständlich aß das Dienstmädchen mit am Tisch.

Die Wasserversorgung des Haushalts beruhte auf dem

großen kupfernen Wasserzüber. Diesen nahm die Köchin zu dem nächsten öffentlichen Brunnen, füllte ihn und trug ihn mit Hilfe eines Tragrings auf dem Kopfe nach Hause: eine nicht geringe Leistung. Am Brunnen traf sie die Kolleginnen, und aus dieser Quelle stammten die Stadtneuigkeiten. «Ich habe es am Brunnen gehört: es geht wieder stark um im Steinenkloster. Ein fremder Offizier hat die Jungfer X entführt. Der Krautschneider ist wieder da» (der den Kabis zu Sauerkraut verhobelte) und dergleichen. — Und heute: wo sind die Wasserzüber hingekommen? Zum Teil zieren sie mit anderm verabschiedetem kupfernem Küchengerät die Visitenstuben (heute Salons genannt). Zur Zeit ist bald kein Haus mehr vermietbar, das nicht Wasser, und zwar fließendes, bis in den obern Stock hinaus hat. Quousque tandem!

Was die Wärmebeschaffung des Haushalts betrifft, so sorgten mächtige, vierkantige, glasierte Kachelöfen ausreichend dafür. Sie enthielten Ofenrohre, mit einem Türlein verschließbar, bestimmt, um darin Steinsäcklein und Brettlein anzuwärmen, die zur Erwärmung der Betten dienten. Letztere waren angenehm, bis sie sich durch die Erwärmung in Spreißen zu lösen begannen. Einer der Oefen hatte aber auch eine ökonomisch wie pädagogisch wichtige Einrichtung: das Ofenloch, einen Ausbau, um darin am Abend die Welle zur Austrocknung einzustützen, aber auch um als Hinweisung auf ein Gelaß zu dienen, in welches man schließlich böse Buben auf ein Stündlein ins Dunkle sperren könne. Aber noch mehr: hinter einem Spiegel steckte irgendwo ein Instrument aus den Zweigen der Betula; freilich erinnere ich mich kaum, sie gespürt zu haben. Wenn das Buchenholz und die Wellen vom Bauern von Gempen oder Hobel gekauft waren, warf er sie eilig vor dem Hause ab, und mittelst eines gewaltigen hölzernen Haspels wurde Last um Last auf den Estrich gezogen, wo der Vorrat aufgebeugt wurde.

Die kleinen häuslichen Gebräuche waren den Bürgern gemeinsam: man rauchte, und noch erinnere ich mich an

die schönen langen weißen, aber zerbrechlichen Kölnischen Pfeifen. Jeder Mann schnupfte, und mit Dosen, gemalten und silbernen, wurden etwa Geschenke, selbst politische, gegeben. Man rasierte sich nicht selbst: der Barbier erschien stets genau zu der vorbestimmten Zeit. Mit astronomischer Genauigkeit folgten Putzete, Wäsche (vorher Einmuten), genannt «Buchi», dann Glätten. Die tannenen Böden wurden mit Sand schön weiß gefegt.

Welche Einfachheit damals noch herrschte, zeigte mir, zugleich auch die Größe der Gesinnung der Mutter, die lange und schwierige Pflege, welche sie ihrer an der Cholera erkrankten Magd in aller Stille im Hause widmete, bis die Genesung erfolgte. Es war im Jahre 1855, als ich eben von Berlin heimkam, und als eben auch der Amtsdieners des Vaters, Frey, an der Krankheit starb.

Geschrieben wurde lediglich mit Gänsefedern, die der Schreiber in den Pausen hinters Ohr steckte. Es war ein herrliches Schreiben damit, und noch als Gerichtsschreiber, bis etwa 1860, habe ich nur mit solchen geschrieben. Nur war das stets nötige Federnschneiden umständlich, zu welchem besondere Federmesser, in Holz gefaßt, bereit lagen. Doch unbelohnt blieb auch diese Mühe nicht; denn es gab dadurch Pausen, in welchen dem Schreiber oder Schriftsteller vielleicht gute Gedanken kamen. Ich bewahre noch eine Buschel Gänsefedern, blau verschnürt, als Reliquie auf.

Bis in die vierziger Jahre wurden die Tore Basels beim Einnachten geschlossen. Ich erinnere mich noch ans Torglökkli, das Heimeilende mahnte. Von dem 48er Jahr, und was drum und dran hing, berichte ich bei Anlaß meiner Ferien in Steinen. In Basel kam mir diese tolle Zeit zum Bewußtsein durch die vielen Wohnbesuche in der Apotheke und bei uns, welche flüchtige Verwandte und Bekannte aus Baden, besonders Offiziere, bei uns machten und verlängerten, bis das preußische Heer wieder daselbst Ordnung hergestellt hatte. Gast bei uns war Gustav Schmidt, ein Karlsruher Junge, bereits Kriegsschüler, der

mich durch die spielende Leichtigkeit erstaunte, mit welcher er beim Florettfechten alle Stöße parierte. Im 66er Krieg, der sich auch bis ins badische Land verirrte, fiel der arme Mensch als Leutnant bei Waaghäusel, beinahe das einzige Opfer dieses halb und halb ungewollten, jedenfalls entsetzlich unnötigen Zusammenstoßes mit den siegreichen Preußen.

Natürlich zog mich die Fasnacht und der Morgenstreich mächtig an. Nach 1855, nach einer starken Cholera-Epidemie, war die Abschaffung dieses Gebrauches beantragt, soll aber beibehalten worden sein auf das Votum des frommen Ratsheeren Adolf Christ, der behauptete, einmal müsse das Volk sich austoben können. Relata refero.

Dann war auch die sogenannte Standestruppe, d. h. eine von der Basler Regierung angeworbene, meist aus ältern, schon gedienten französischen, neapolitanischen und andern Soldaten zusammengelaufenen, übrigens musterhaft disziplinierten Leuten bestehende Truppe unter dem Kommando des durch seine Kampagne in Sizilien berühmten Obersten v. Mechel, für das Büblein eine große Anziehung. Sie waren ganz in unserer Nähe, in der sogenannten Blömlikaserne, einlogiert und zogen prächtig einher, die weißen Bandeliere kreuzweise über der Brust. Abends erbrauste dann durch die Straßen der Trommelmarsch der Retraite, von uns Latrett genannt, für den der folgende Reim in jedes Buben Munde war:

Drei Paar lederne Strümpf
Und zwei derzue gen fünf,
Und wenn i ain verlier, verlier,
So han i numme vier, vier, vier,
So han i numme vier.

Uebrigens hat sich in den Kämpfen der dreißiger Jahre diese kleine Miettruppe für ihre Stadt mit Aufopferung geschlagen.

Aus der nächsten Umgebung unseres Hauses sind als

anziehende Dinge für das Büblein zu nennen: einmal das «Bäumlein», das heißt, die hochgewachsene Linde dicht vor der Schwelle. Im Juni, wenn sie blühte, erfüllte sie die Luft mit ihrem Duft, und Käfer summten um ihre Zweige. Der Knabe eines Nachbars: Eduard Geering, besaß ein Eichhörnlein und ließ einmal das Tierlein an einer Schnur in die Linde steigen. Als er es aber wieder herabziehen wollte, huschte es schnell nach unten, biß ihn in den Finger, er ließ los, und das Eichhorn entschwand auf Nimmerwiedersehen.

Ebenso nahe, unten wo die Ebene beginnt, lag das alte, prächtige Chor der Barfüßerkirche in strenger Gotik, aber längst entweiht. Da hatten die Herren Geigy ihre Farbwaren gelagert, und ihr Knecht Bastian wollte mir wohl. Da gab es eine Stange Süßholz oder Bärendreck oder auch nur ein Stücklein Alaun zum Schlecken. Und von der Höhe unseres Hauses übersah man den Hof des angrenzenden Spitals, ein weites Areal, auf dem die Pfründner und Spittelweiber sich ergingen, wo auch von den Mägden Bretter mit Schüsseln zum Essen auf dem Kopf hinübergetragen wurden in die Gemächer. Auch zwei erwachsene harmlose Crétins: Nickeli Münch und Boppi Keller, machten sich hie und da bemerkbar. Daß die Straßen von den mannigfachen Rufen der Marktweiber widerhallten, braucht nach Hebels klassischer Darstellung weiter nicht geschildert zu werden.

Der innere St. Albangraben war schon lange vor meiner Zeit ausgefüllt und bebaut, trug aber immer noch diesen Namen. Dagegen bestanden die äußern Stadtgräben noch vollständig und boten mit ihren Bastionen: Lug ins Land, Stich den Gesellen usw., einen sehr stattlichen Anblick, indes in des Grabens Tiefe ein sehr ergötzliches Getriebe kleiner Gärtlein und größerer Pflanzplätze geschaut wurde, wo privilegierte Anwänder ihre Landwirtschaft übten. Glanzpunkt war das St. Albantor, wo der mächtige Torturm, Gräben, Schanzen mit schönen Bäumen und eine steile Halde zum Rhein hinab uns anzogen,

und wo unser Freund Peter Bloch, der Seiler, mit seiner Seilerbahn hinter der Ringmauer — ein zweiter Thomas Platter — hantierte.

Eine Szene aus früher Bubenzeit ist mir eindrücklich: als mein Vater mich zur Zeit einer Hochkonjunktur im Lachsfang an die Fangstätte bei Kleinhüningen am Rheinufer mitnahm. Da sah ich denn die Fischer mit Netzen und Bähren die gewaltigen Fische aus dem Strom ziehen und sich mit den mannshoch aufschnellenden, prachtvoll silberglänzenden, starken Tieren herumbalgen, bis sie überwältigt waren. Ein Wunder, daß die armen Lachse immer noch aus dem Meere zu uns heraufsteigen, da doch die Gewässer von chemischen Abflüssen und Stauwerken ungangbar geworden sind. Man nennt diese unbewußte Treue in Erfüllung der Lebensaufgabe — Instinkt.

Aus dem Amtsbereich des Statthalters berichte ich noch, daß zu demselben auch die Prämienverteilung an Vertilger von Raubtieren gehörte. Zu solchen zählte man damals natürlich auch die lieben und schönen Fischottern, deren es noch im Otterbach, einem kleinen Zufluß der untern Wiese, gab. Ich weiß noch, daß einmal ein glücklicher Otterjäger mit seiner Beute erschien, welcher als Kontrolle auf dem Kontor ein Tätzlein abgeschnitten und zurückbehalten wurde.

In der Kirche zum Gottesdienst der Gemeinde kam ich selten; denn für uns Kinder war ja die Sonntags-Kinderlehre da, die um 11 Uhr begann, nachdem die Gemeinde entlassen war. Auch das Münster war nicht geheizt, und nur bei besondern Gelegenheiten: am Altjahrabend usw., durch Gefäße beleuchtet, welche an den Lehnen der Bänke irgendwie befestigt waren und in denen geölte Dochte qualmten. Frauen nahmen zur Winterzeit gerne ein Chauffe-pied, d. h. ein tragbares Kästlein mit Metall-einsatz mit, in welchem etwas Kohle glimmte. Diese Wärmequelle wurde in die Nähe der Füße gestellt. Hie und da kam ich auch in die Elisabethenkirche, ein höchst bescheidenes Gotteshaus von eher ländlichem Ansehen

und dunkelm Innerem, alt, aber stillos, da wo sich jetzt die hohe neugotische Kirche erhebt.

Die damals einzige Rheinbrücke mit schweren steinernen Bänken und malerischen hölzernen Jochen war mir nicht viel zugänglich. Sie war auf der Großbasler Seite durch einen alten, imposanten, dunkeln Turm: das Rheintor, abgeschlossen. In dessen Höhe prangte neben einer Uhr der berühmte Lällenkönig. Ich erinnere mich deutlich, daß mir eine Magd namens Felize (Felicitas) dieses Scheusal zeigte. Es mag Anno 1839 gewesen sein; bald darauf wurde das Tor abgebrochen.

Wundervoll war als Spielplatz infolge seiner Nähe, der grünen Umgebung und der offenen Aussicht auf den Rhein der Harzgraben (Anfang der St. Albanvorstadt), während der kleine Junge den majestätischen, in dunkle Winkel ausmündenden Münsterkreuzgang nicht gerne betrat, schon deshalb nicht, weil dort «große Buben» ihr Wesen hatten.

Geheimnisvoll drohend und doch anziehend war mir auch der St. Alban-Schwibbogen, nicht weil er einst das Staatsgefängnis Basels war, wo u. a. auch zur Konzilszeit der reformatorische Bischof von Krain — nicht zur Ehre der Stadt — das Leben ließ, sondern wegen des roten Steinbildes ob dem Tor, ein Männlein in einer Haltung darstellend, die man für die des Halsabschneidens erklären wollte. Sollte das etwa als Beweis dienen für den angeblichen Selbstmord des Bischofs? Wahrscheinlich, aber unerklärt.

In *religiöser* Beziehung war unser Haus genau so, wie man in Basel — mit Ausnahme des herrnhutisch-pietistischen Kreises — damals überhaupt gesinnt war: streng kirchlich, aber sonst verschlossen. Man ging unfehlbar in die Kirche, besonders gerne in die Frühgottesdienste. Beim Nachhausegehen war unter den Kirchgängern von allem möglichen, nur nicht von der Predigt und ihrem Inhalt die Rede. Sonst, außer den Tisch- und Abendgebeten mit den Kindern, war auch im Hause ein spezifisch christliches

Gespräch oder gar die Unterhaltung über Dinge des Herzens und Gewissens nicht von gutem Ton. Nicht daß man innerlich ärmer oder religiös bedürfnisloser war als anderswo: aber seit Generationen hatte eine besondere Anregung gefehlt. Und da es ja stets ein gewisses Eis zu durchbrechen gilt, wenn sich Herz zu Herz in Christo finden soll, so brach man das Eis lieber nicht, als daß man guten Ton und Mode verletzte oder den Vorwurf der Unbescheidenheit riskierte. Wie oft mögen da treue Freunde beieinandergestanden sein, das Wort auf den Lippen, die Bitte um Rat, die Erleichterung der Aussprache: aber das Wort wurde nicht gesprochen. Ich füge bei, daß eigentlich durch die öffentlich gewordene Debatte zwischen der rationalistischen Richtung Rumpf-Hoerler und den gläubigen Theologen Riggerbach usw., namentlich aber durch das kräftig zutäppische, aber herrlich abklärende Auftreten des aus Indien heimkehrenden Erweckungspredigers Samuel Hebich das Eis gebrochen und den Baslern die Freiheit, von der Erlösung durch Jesum Christum untereinander zu verhandeln, geschenkt wurde. Durch sie ist die christliche Ueberzeugung und ihre Diskussion in Basel wieder «salonfähig» geworden.

Meine lieben Eltern waren aus einer Zeit, wo das englische heutige, uns nun so teure Bibelchristentum noch nicht erfunden war, wo man die Bibelwahrheit lieber in Erbauungsbüchern suchte. Es waren besonders die «Stunden der Andacht», aus denen Sonntags etwa ein Abschnitt vorgelesen wurde. Im übrigen habe ich mich aus des lieben Vaters Nachlaß überzeugt, daß er ein überaus treuer und tiefgreifender Bibelleser war und seine Ausbeute in fleißigen Auszügen festhielt. Es brauchte eine neue Generation, es brauchte die Anregung geistesmächtiger und in ihrem Auftreten suggestiver Evangelisten (Piersall Smith usw.), um die Christen zu ihrer Pflicht als aktive Träger und Mitteleiter der empfangenen Gabe aufzurufen und ihnen die Zunge zu lösen. Das langjährige Bestehen der sehr lebendigen, aber nicht evangelistisch gesinnten, sondern

selbstgenügsamen und geschlossenen Herrnhuter Gemeinde brachte da keine wesentliche Hilfe, obschon zu sagen ist, daß stets eine gute Anzahl sehr schätzbarer und warm für Christi Heil einstehender Pfarrer der Basler Kirche sich zu den Herrnhutern hielten. Aber sie gehörten alten Herrnhuter Familien an, und jede Propaganda lag ihnen fern.

Uebrigens steht unsere Familie der Brüdergemeine ganz nahe, indem der Vater meines lieben Vaters, *Lukas Christ*, ihr angehörte und, nach seinem hinterlassenen Stammbuch zu urteilen, auch der Großvater *Johann Jacob Christ*, geb. 17. Dez. 1740.

In diesem Stammbuch finde ich von 1784 bis 1789 nicht weniger als 68 «Brüder» eingetragen, wovon 37 Basler. Unter den Fremden sind mehrere aus Nürnberg, Neuwied, Frankfurt, Erlangen, Montmirail und zwei Bündner: J. S. Stephanin aus Guarda und Heinrich Sprecher von Bernegg in Bünden, natus 17. Sept. 1766. Von Baslern erwähne ich Eman. Legrand, Onkel des Lukas Christ, 3 Raillard, 2 Linder, 3 Lindenmeyer, 2 Zaeslin, 2 Iselin, 2 Brenner, Cand. Preiswerk, Brandmüller, Leicher usw. Alle haben charakteristische und oft Zinzendorfsche Verse beigefügt.

Schulzeit

Doch nun, um 1840 herum, nahte, nach den sechs ersten häuslichen Jahren voll traumhafter Klarheit, die Zeit, da es hieß: das Büblein muß heraus ins feindliche Leben, in die drei Jahre dauernde «*Gemeindeschule*» im nahen Luftgäßli. Der Uebergang war nicht zu rauh. Lehrer waren Herr Meyer, genannt Stecklimeyer, zum Anfang, später ein gewisser Theologiekandidat Oser. Eine wimmelnde Menge von gleichaltrigen Abc-Schützen umdrängte mich, vor denen ich einen guten Anfang im Lesen und andern kleinen Künsten voraus hatte. Im Luftgäßli tobten wir unsere wohlgemessenen zehn Minuten aus, wobei frei-

lich die Steintreppe aus dem Gäßlein hinab zum «Graben» führte und die ein schwunghaftes Stägejägglis erlaubte, zu allerhand Beulen und Schrammen Anlaß gab. In der Schule ging es human zu; für Strammheit war es noch zu früh. In dem gewaltigen Kachelofen war ein geräumiges Ofenloch, welches unter Obhut des Lehrers die Aepfel aufnahm, die die Mütter ihren Büblein, wohl mit einem namentragenden Fähnlein bezeichnet, als Znini mitgaben. Dampfend, wohl gebraten, köstlich duftend wurden sie dann gewissenhaft verteilt. Das hielt den Humor bei Lehrer und Kindern aufrecht und bekämpfte die Weinerlichkeit.

Und nun stand das Büblein ahnungsgrauend, todesmutig vor dem brandenden Meer der großen, sechsjährigen Schule: dem *Gymnasium*. Herzlich ermahnt und ermutigt und schön glatt gekämmt durch die liebe Mutter, die hellbraunen, hie und da auch als rot bekittelten Haare fast lockenartig niederwallend, stellte ich mich der Klasse vor. Das war ein schwerer Fehler: Buben soll man nur ganz kurz verschoren zur Schule schicken. Denn in den ersten freien Minuten auf dem Münsterplatz geriet ein Riese unter den Schülern mit gewaltigem Kopf und riesigen Fäusten über mich und prägte mir den Spitznamen Lockenmayor auf, fragte mich auch sehr von oben herab, wie ich heiße. Offenbar hatte er mich als Beute ausersehen. Ich weiß seinen Namen noch: F. G. Unwirsch antwortete ich: I haiß wie n i haiß. Und sofort saß als zweiter Neckname «Wienihaiß» an mir fest.

Es fällt mir heute schwer, mich an die Lehrer zu erinnern, wie sie klassenweise sich folgten. Ich nenne nur die markanten:

Der Rektor, Rudolf Burckhardt, war ein aufrechter, trefflicher, geborener Schulmann, kurz angebunden und wohlwollend. Eines der ersten griechischen Wörter, das wir bei ihm buchstabierten (es war aber erst in der letzten, sechsten Klasse), ist mir noch im Ohr: κρεμάννυμι.

Im Latein war Konrektor Fechter ebenso tüchtig und

durch die vielen Stunden, die diesem Fach gewidmet waren, fast übermächtig, gefürchtet, trotz seinem deutlichen Wohlwollen, aber ohne Humor. Gelernt wurde tüchtig. Das ist derselbe, dem man die beste und in der Tat entzückende Beschreibung der mittelalterlichen Stadt Basel (in: «Basel im XIV. Jahrhundert». 1856. Topographie von Basel mit Berücksichtigung der Kultur- und Sittengeschichte) und die Herausgabe der köstlichen Biographien der beiden Platter, des Thomas und des Felix, verdankt. («Thomas und Felix Platter», von Dr. F. A. Fechter, Basel 1840.)

Ganz anders Dr. Roth, Deutscher, straffer Schulmann durch und durch, untadelhaft und unerbittlich, mit beißendem Humor und als ultima ratio etwa einmal zum Stocke greifend — was man Knöpfeln nannte. Bei ihm kam es vor, daß ein Knabe, der sich in der Stunde beim Essen betreten ließ, den Inhalt seines Mundes tale quale in die Tasche (Hosensack) wegstauen mußte. «Nachher schmeckt es noch besser.» Da lernte man denn auch aus dem ff die berühmigten Achtunddreißig auf is und all die andern immemorischen Knittelverse und schnellte sie herunter, daß es eine Art hatte. Ueber diesen großen Doktor wurde mir armem Schächer ein kleiner Triumph zuteil. Aus der Naturgeschichtsstunde brachte ich eine blattlose, gelbbraune Waldorchidee (*Neottia*) mit. «Aha, eine Orobanche», nickte mir Dr. Roth zu. Ich verschloß mein Hochgefühl in mir. — Im deutschen Aufsatz aber war er ein Meister und hatte Stil.

In der Naturgeschichte war ein idealer Lehrer da, nur schade, daß er deutlich lungenleidend war: Kandidat Preiswerk, bedeutender Botaniker. Er malte wunderbare Pilze. Aber größer war er als warmer und treuer Freund der Schüler, die ihn zu würdigen wußten, und als eifriger Förderer der ganzen Klasse im Verständnis der Natur. Er allein, der kränkliche Mann, von allen Lehrern versuchte, auf Exkursionen in die Umgebung der Stadt den Schülern nahezukommen. Da gab es auch drollige Intermezzi. Ein-

mal, dicht am Aeschentor, wo jetzt das Pandämonium des Aeschenplatzes seine Opfer sucht, prangte ein Kornfeld und am Rande blühender Rittersporn. Noch hatte niemand Hand daran gelegt, als der bereits im Hintergrunde lauende Bannwart Völlmy sich auf die Bande stürzte und, alle Argumente unseres Führers belächelnd, ihm eine derbe Buße abrang. Damals blühten eben auch noch z. B. am Rain der Elisabethenschanze in den Reben die gelben wilden Tulpen. — Ein andermal hoffte Preiswerk mit seiner Schar in Aesch (oder Arlesheim) einen Mittagimbiß bei einer Frau Landenberg zu finden, fand aber nur fast leere Teller und eine gehörige Zeche. Ich hatte das Privilegium, diesen seltenen Mann hie und da zu besuchen, wo er mit dem Blumenmaler Labram malte und ihn bei Herausgabe seiner «Schweizer Pflanzen» botanisch beriet. Ein Aufenthalt in Pisa, dem damals ersten Gesundheitsplatz, hat ihn nicht gerettet. *Have anima pia!*

Geographie gab ein schon ältlicher Basler, Remigius Meyer, sehr bewandert in der Schweizergeschichte, aber in unserm Fach einer damals herrschenden Methode huldigend, die eher Kartographie als Landesbeschreibung zu nennen wäre. Man begann natürlich nicht mit der Schweiz, sondern mit dem damals jedenfalls unbekanntesten Lande Europas: der pyrenäischen Halbinsel. Von einer Schilderung des Gebietes und seiner Natur, von seinen Bewohnern war kaum die Rede, sondern der Lehrer, angesichts der Landkarte, zeigte auf einige Städte, einige Flüsse, einige Gebirge, die wurmförmig sich im Raum ausbreiteten, und nannte uns deren Namen, welche die Klasse nun in schreiendem Chorus je dreimal herzusagen hatte: Sa—la—man—ca, Quad—ar—ama bis herunter zu dem mir heute noch unbekanntem Ciudad Real. Ich bin in späten Jahren zweimal durch Spanien gereist, und da hörte ich plötzlich Namen aus dem Munde eines Eisenbahnschaffners, die wir vor 50 Jahren in der Klasse gesungen hatten. Ich bin weit entfernt, den Lehrer für diese Methode verantwortlich zu machen: sie war eben in der

Mode und wurde ergänzt durch kleine Kärtchen, die wir zu Hause durchzeichnen und mit schön gemalten Grenzen in die Schule mitbringen durften.

Französisch gaben zwei Gebrüder Girard, Waadtländer, der eine «zwatzelig», leicht erregt und als Wehklage über starke Schnitzer in den Ruf ausbrechend: *c'est cereclique* = schrecklich. Der andere, ältere Bruder Professor, steifer und langsamer. Er verfiel auf die Idee, uns aus Schillers Tell gewisse Stücke, selbst Lieder, ins Französische übersetzen zu lassen: *Le lac sourit, il invite au bain* usw. Einmal, als das Wort Melknopf vorkam, sagte er: *je sais bien ce que c'est Mehl, mais Knapf: qu'est-ce que cela peut être?* Eines der Gedichte, die wir auswendig zu lernen hatten, enthielt den nach allen Seiten unmöglichen Vers: *L'éternel cyprès t'environne, plus pâle que le pâle automne.* Die Zypresse ist weder ewig noch kann sie, spitz wie sie ist, jemanden umgeben; zudem ist sie der schwärzeste der Bäume, so wie auch der Herbst der farbenreichste Monat. Akademischer Unsinn! — Als Lesebuch diente *Vinets Chrestomathie*, die gewiß als literarhistorische Sammlung sehr wertvoll, aber eben durch ihre akademische Höhe uns ganz fremd blieb. Wehe, wenn da «*La défense de l'Argonne*» aufgeschlagen wurde, wo ein literarischer General seiner Strategie freien Lauf ließ! Da war es doch anders mit dem deutschen Lesebuch *W. Wackernagels*, das im deutschen Unterricht gebraucht wurde und wo auch Vergnügliches und Saftiges zu heben war und wo wir über Platens energische Doppelreime bald staunten, bald lachten.

In den höhern Klassen trat für das Rechnen ein bedeutender Basler ein: Wilhelm Schmidlin, Meister des Fachs, glatt, scharf, untadelig, rasch, später zu einem namhaften Eisenbahnpromotor anwachsend. Wer einen mathematischen Kopf hatte, kam da trefflich mit. «Bist ein Schaf», lautete oft die Kritik an die Schwachen, zu denen ich gehörte. Mathematische Anlage — zu dieser Ueberzeugung drang ich durch — ist ein Naturinstinkt und läßt

sich mit keinem Fleiß erzwingen. Spielend lösten sonst sehr mindere Kameraden die hübschen Aufgaben im Meyer-Hirsch. Ich blamierte mich schon vor den leichten. Mein Freund Hagenbach fand alles Mathematische «natürlich». Mit mathematischer Anlage wäre ich vielleicht nicht Jurist geworden.

Auch für ausübende Musik war ich nicht zu haben, obschon wir für Singen zwei Lehrer hatten, die freilich zuweilen den Taktstock nicht zur Anregung des Gesanges, sondern zur Herstellung der nötigen Stille gebrauchten.

Bei mir erklärte einmal eine alte Dame, ich hätte keine Singstimme, und dabei blieb es, obschon mich stets gerade die edelste Musik immer tief ergriffen hat.

Dagegen war ich im Zeichnen besser daran. Zwar erinnere ich mich keiner solcher Stunden im Gymnasium. Man besuchte vielmehr die sogenannte Kunstklasse im Markgräfischen Hof (dem jetzigen Spital) bei Herrn Kelterborn, einem biedern Maler. Da galt es frühe aufstehen, denn von 6½ Uhr an wurde gezeichnet, und vorher mußte das Reißbrett von der Bäumligasse durch die hallenden Gassen dahin getragen werden, dann zurück nach Hause, um auf 8 Uhr in der Schule auf dem Münsterplatz anzutreten. Meine künstlerischen Leistungen fand man recht ordentlich: so zwei Fische, die ich nach der Natur in den Ferien gemalt, und allerlei Tierköpfe, von denen hie und da noch Exemplare bestehen. Natürlich zeichnete man nur nach Vorlagen, nie im Freien, und übte die drei Arten von Baumschlag, bis man Eiche, Buche und Linde perfekt unterscheiden konnte. Calame und Diday waren unsere Ideale. Und heute, wo man nicht mehr zeichnen kann und nie mehr etwas gliedert oder modelliert, wo man gar den Raum in Quadrate auflöst!

Von den Leibesübungen war mir das Turnen nicht sympathisch, obschon wir einen trefflichen, begeisterten und liebwerten Lehrer hatten: Herrn Spieß, einen Deutschen, dem bei einem Duell, wo er sekundierte, das Fleuret in die Lunge gedrungen war.

Dagegen war Baden und Schwimmen meine Sache. Das lernte man bei Schwimmeister Matthis in der Schwimmschule am Rhein. Der Patient hing an einer Leine, getragen von einer Stange, und konnte vom Matthis beliebig getunkt werden, beeilte sich also, das Schwimmen zu lernen und «frei» zu werden. Ich badete sogar vor dem Frühstück, wurde aber einmal ohnmächtig und jagte dem Matthis nicht kleinen Schrecken ein.

Die Schule absorbiert einen Jungen ohne Geschwister so, daß er wenig mehr am *Leben des Hauses* teilnimmt. Indessen war mir stets das Kontor (auch «Schreibstube») des Vaters anziehend. Da sah man seltsame Originale, den buckligen Zäslin, den alten, rhythmisch beredten Kölner den Sauren, den von einer Erbsmanie behafteten Basler, den Bettinger Bauern Vögelin mit seinen blauen Augen, der immer wieder zur «Abhörung» wegen Wald- und Wildfrevel vor dem Statthalter erscheinen mußte. Auch Herr Walter Böcklin, Fergemeister im Bandhause De Bary, Vater des später berühmten Malers, etwa auch Herr Mengis, wohlbestallter Scharfrichter der Stadt Basel, ließen sich sehen. Letzterer ein ernster, eher kleiner, sehr sympathischer Mann, der noch mit Würde das althergebrachte Zöpfchen trug. Wer hätte geahnt, daß er früher untadelig den Lari-Basari — so nannte er sein Richtschwert — handhabte. Seltsam ging es auch im Kontor her, wenn die Wirte von Basel ihr Umgeld — eine Abgabe — abzuliefern hatten. Dies geschah in Münzen von jedem Kaliber: vom Großen und Brabanter Thaler zum Neuen und Kleinen Thaler, zum Sechsbätzner bis hinab zum Batzen aus allen Kantonen mit verschiedenen Wappen. Das alles mußte gezählt, in Rollen verpackt und dem Staatskassier abgeliefert sein, was Herr Fritz Uebelin, der getreue Schreiber des Vaters, einst Fourier bei den roten Schweizern in Nîmes im Langue d'Oc, mit Virtuosität besorgte.

Auch vom Amt des lieben Vaters zog ich Nutzen und Wonne. Wenn er zu einer statthalterlichen Amtshandlung

nach Riehen oder Bettingen sich zu begeben hatte, nahm er mich hie und da mit. Wie herrlich war der einsame Waldweg von Riehen nach dem überaus primitiven, kleinen Dörflein Bettingen, mit der weiten Aussicht auf die Rheinebene. Auch die freundliche Präsidentin, die mich mit irgendeiner ländlichen Speise regalierte, fand meinen Beifall. Und wenn es gar einmal noch hinan ging zur St. Chrischona, wo man über dem duftigen Jura die Alpen ahnte! Man war eben mit dem Wiederaufbau der zur Schwedenzeit halb zerstörten Kirche beschäftigt. Der Lenker des eben beginnenden Seminars, Kaplan Schlienz, in schwarzem Reverend-Habit, einst Militärkaplan in Malta, grüßte uns. Einmal sah ich auch da den seither legendär gewordenen, edeln Abessinier Argawi, schwarzbraun, würdevoll. Dieser alte Chrischonazögling ist seither, all die Jahrzehnte hindurch, als einsame Säule der von Gobat gegründeten äthiopischen Mission aufrecht geblieben und schrieb bis in die letzte Zeit seine Briefe in gutem Deutsch, mit einem großen, prophetischen Unterton.

In Riehen wurde öfter Herr Arnold, ein Verwandter der lieben Mutter, besucht, der Inspektor der dortigen Taubstummenanstalt und bekannt durch die von ihm entdeckte, seither allgemein anerkannte Methode, die Taubstummen lediglich durch Beobachtung der Sprechorgane des vollsinnigen Lehrers das Sprechen zu lehren. Die unendliche Geduld, welche zu dieser Arbeit erfordert wird, war auf dem stets von Behagen leuchtenden Gesicht Arnolds zu lesen. Es grenzte an ein Wunder, wenn einer seiner Schüler, indem er seinem Partner genau ins Gesicht sah, sich mit diesem so leicht unterhielt wie ein Mensch mit scharfem Gehör. Der Segen Gottes — die einzige damals mögliche, aber auch die beste Belohnung — ruhte auf dem edeln Manne, seiner Anstalt und den Hunderten, die sich in seine erhabene Kunst einweihen ließen.

Auf dem Wege von Riehen nach Bettingen wurde etwa auch beim Wenken dessen Besitzer, der Doktor Martin

Burckhardt, angetroffen, der mir die in einer kleinen Wildnis neben der Straße eingehetzten Rehe zeigte.

Im väterlichen Hause sah ich auch häufig den originellen, oft sehr kurz angebundenen, aber uns sehr gewogenen Professor Miege. Er habe einmal einem Homöopathen, der an Blutegelein Anstand nahm, geraten, dafür ein Dutzend Flöhe anzusetzen: das werde ja die richtige Verdünnung sein. Er war uns ein treuer Arzt von Gottes Gnaden.

Aber auch in der nahen Apotheke des Onkels und der Tante Wettstein gab es Augen- und Schnabelweide. Da herrschte in der Offizin der Provisor, Herr Teufel, der gern einen zahmen Marder im Arm hatte. Von der Bestie angefaucht zu werden, war schreckhaft und wonnig zugleich. In der Wohnstube hielt Herr Wettstein nebst vielen andern seltenen Sachen auch einige lebende Chamäleons auf einem Feigenbaum. Sie wechselten — aber sehr schwach — die Farbe. Weit merkwürdiger waren ihre wie durch Perspektive gehobenen Augen. Im hintern Hof war an einem Kettchen ein zierlicher Waschbär, welcher alles: gelbe Rüben und Zucker, zuerst im Wasser mit den Händchen rieb, ehe er es kostete. Schrecklich, wenn dann einmal im Jahre in diesem Hof nach altbürgerlicher Weise ein Schwein abgestochen wurde, dessen Todesgeschrei mir durch Mark und Bein drang.

Etwa einmal besuchte Erholungsorte in Basels Nähe waren: das beim St.-Jakobs-Denkmal (damals ein bloßes halbgotisches Türmchen) gelegene Sommerkasino mit weitem, baumreichem Garten, wo man abends etwa Musik hörte und wohin man Kinder- und andere Visiten einlud, weil das Haus sie nicht faßte. Dann der Grisanti, eine Gartenwirtschaft am St.-Margarethen-Hügel, mit einer Art Rößliriti oder Rundlauf: ein sehr guter Ort, wo sich Scharen eingeladener oder weniger erwünschter Buben herumtrieben — alles auf dem einfachsten Fuß.

Höchst selten und nur bei Gelegenheit fremder Gäste kam es dazu, den Münsterturm zu besteigen und die wunderbare Aussicht zu genießen. Dagegen wurde uns

jährlich am Oster- oder Pfingstmontag das aufregende Schauspiel, das einige Maurer boten, die von außen die Münstertürme erkletterten und auf der Kreuzblume einige Gymnastik zum besten gaben.

Doch es ist Zeit, zu meinem Schulleben wieder zurück-zukehren.

Im Gymnasium geschah die Kontrolle über Fleiß und Betragen der Buben mittelst guter und schlechter Striche und mittelst eines monatlich umgekrepelten Ranges, so daß der Primus vorn, dem Lehrerkatheder zunächst, saß. Monatliche, vom Vater zu unterzeichnende Zeugnisse berichteten den Eltern über das Schicksal ihrer Söhne und verbreiteten dabei oft eine Stimmung im Hause, die weit über den ursprünglichen Sinn der Strich-Hieroglyphen ging. Einmal lautete ein solches «Eingesehen» des Parens in — wohl unbewußter — Poesie also:

Mit Bedauern eingesehen, Bruckner, Diakon.

Daß es möge besser gehen, wünscht er seinem Sohn.

Primus zu sein — ich war selbstverständlich nie ein solcher — war eine etwas dornige Ehre. Nicht nur schwebte über seinem Haupt der Verdacht der Gunst oder der Vorwurf, liebes Kind sein zu wollen, sondern es waltete da oft ein Unstern, indem später die allzu gesteigerten Hoffnungen und Erwartungen sich nicht immer erfüllten. Daß auch das Rangsystem bei den Schülern Ehrgeiz und Neid förmlich züchtet, fiel damals noch niemandem ein.

In den untern Klassen waltete die Sitte des Sittenloses. Das waren hübsch gedruckte Zettel mit dieser Aufschrift, die bei der Verlosung einer Gabe (eines Büchleins) an die Schüler gebraucht wurden, welche kein Tadel im «Betragen» traf. Ein solches Sittenlos brachte nun Schüler O. in freudiger Erregung nach Hause, wurde aber von seinem Vater, dem Schuhmachermeister O. in der «Tiefe», mit Schlägen empfangen, weil er seine Sittenlosigkeit schriftlich aus der Schule heimbringe.

Wo bleibt aber der Religionsunterricht? wird man fra-

gen. In der Tat fand in der Schule selbst keiner statt. Nur ein Eingangs- und ein Schlußgebet kam — ob immer? — vor. Dagegen war ausgiebig für solche Unterweisung gesorgt, indem in der nahen Obersthelferei eine «Kinderlehre», d. h. fortlaufende Religionsunterweisung an Hand des Katechismus und der biblischen Geschichte von Künftig erteilt wurde, und zwar durch den geliebten Obersthelfer (d. h. zweiten Pfarrer am Münster) Johannes Linder. Herrnhuter alter Rasse, viel gereist, sonnigen Gemüts, ein Zinzendorf ohne dessen Grandezza, demütig und humorvoll — kurz, ein Verkünder der Gnade an Kinder, wie er sein soll, dem auch dickköpfige Buben kaum widerstanden.

An die Kinderlehre reihte sich dann später unmittelbar der «Unterricht», d. h. der Konfirmandenunterricht, ebenfalls bei Linder, an. Glücklicher, die ihn bei Linder genossen. Es war nicht zu leicht, denn stets wurden schriftliche Aufsätze über das Behandelte gemacht und diese durchgenommen.

Von Linder ist noch zu sagen, daß er auch Zeit fand, mit dem Rabbiner Nordmann sich in den Basler Zeitungen über das Christentum auseinanderzusetzen, auch poetisch, und daß er 1852 eine reizende illustrierte Schweizergabe für die Jugend herausgab, mit Gedichten von Fr. Oser, u. a. «Zinzendorf im Sturm».

An einen ältern, bedeutenden Mann, den Antistes Samuel Preiswerk, erinnere ich mich noch dunkel, wenn er etwa, in seiner Eigenschaft als Antistes, d. h. Pfarrer unserer Kirchgemeinde (des Münsters), den Eltern einen Hausbesuch machte: würdig, von wenigen, aber gediegenen Worten. Aber hinter diesem etwas stillen Mann steckte sehr viel: ein großer Orientkenner und Sprachgelehrter, der eine — freilich kurz lebende — Zeitschrift, «Das Morgenland», herausgab und der vor allem ein hochbegnadeter Dichter geistlicher Lieder war. Davon sind einige Proben im Liederkranz von Eglinger und Zimmermann (1843) enthalten. Sie zeichnen sich durch gemessene Kraft,

tiefste geistliche Erfahrung und knappe Kürze aus. Es sind durchweg Perlen christlicher Dichtung, fast unbekannt, dem Kenner um so teurer. Nur eines ist durchgedrungen: «Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ», und ist allgemeines Missionslied geworden, nachdem ihm F. Zarembo noch eine dritte Strophe beigefügt hat: «Du starbest selbst als Weizenkorn». Preiswerk hat eine ganze Dynastie von Söhnen, fast alles Pfarrer, hinterlassen.

Ich komme zu meinen *Schulkameraden*, deren einige schon in der Luftgäßlschule mitmachten. Unter der Mehrzahl nenne ich Rudolf Burckhardt, frohgemut, zu Streichen geneigt, dem ich besondern Dank schulde, indem er, als ich einmal monatelang wegen eines wirklichen oder angeblichen Uebels der Schule fernblieb, so manchen Abend zu mir kam und mich über das in der Schule Behandelte auf dem laufenden hielt: eine Großtat für einen so beweglichen und lustigen Knaben. Er war später Privatlehrer in einer Schweizer Familie in Neapel, dann Lehrer in Basel und ist früh gestorben.

Dann Albert Fechter, Sohn und designierter Epigone des Konrektors, ernst, ein Latein und Griechisch unerreichbar, Bücherwurm, ohne Humor, Streber. Starb als Student am Typhus. Ferner Andreas Heusler, Sohn des konservativen Politikers, Juristen und Ratsherrn gleichen Namens, wurde später der bekannte juristische Professor und Herausgeber klassischer Bücher. Die Derbheit, durch die er später so berühmt war und die ihn in Verbindung mit seinem Fleiß in den Ruf eines Genies brachte, zierte ihn schon früh. Ein entsetzlich aufrichtiger, aber treuer Freund, der mir kurz vor seinem Tode eine Karte mit 2. Kor. 12 sandte: «Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.»

Dann Gustav Bernoulli, Sohn des höchst originellen Doktors und Apothekers der Weltweisheit (so nannte er sich selber) Bernoulli am Fischmarkt. Mir sehr zugetan, machte er mit mir häufige Lauftouren in den damals so unbekanntem Solothurner Jura: Neuhäusli, Mümliswil

usw., zu denen wir Samstags — am freien Nachmittag — gleich nach Tisch antraten, um erst Sonntags spät wieder einzurücken, natürlich mit vollen Pflanzenbüchsen. Geredet wurde dabei kaum. Bernoulli war stumm wie ein Fisch, kaustisch: keiner spielte den Lehrern so bittere Streiche. Nach vollendeten Medizinstudien ging er nach Guatemala, wo er als Arzt und Pflanzer lange Jahre blieb und auf der Heimreise angesichts San Franciscos auf dem Schiff starb. Er war als Botaniker bedeutend, hat auch ein seltenes Altertum, eine Holzskulptur von Palenque, für unsere Sammlungen eingesandt.

Es folgte Eduard Hagenbach, Sohn des theologischen Professors Karl Rudolf Hagenbach. Wenn er auch nicht genau in meiner Klasse, sondern oben dran war, so ist mir dieser äußerst liebenswürdige, hochbegabte Kamerad stets besonders nahe gestanden. Für die mathematischen Disziplinen fast ein Phänomen, dabei aber — was nicht von allen Rechnern zu rühmen ist — jovial und doch feinfühler, war er in allen Kreisen ein treffliches Element. Mir wurde es zuteil, später als Student in Berlin an der Dorotheenstraße die Wohnung bei Schreinermeister Jahn mit ihm zu teilen und das Berliner Leben mit ihm durchzukosten. Später (1861) machten wir zusammen eine prächtige Reise durch die Piemonteser Alpen nach Nizza und zurück über die damals kaum je besuchten Seealpen und den Mont-Cenis, mit abenteuerlichen, aber dank Hagenbachs gutem Humor stets siegreich bestandenen Intermezzi. Als Politiker — denn ihm galt im besten Sinn der Spruch: *nil humani a me alienum puto* — legte er sich machtvoll ins Zeug für den Proporz, das proportionale Wahlverfahren, und hat ihm auch zum Siege verholfen: unbequem, aber theoretisch plausibel. Er starb in mittleren Jahren als Professor der Physik und Präsident aller möglichen Vereine und Behörden.

Wilhelm Vischer, Sohn des Professors, war auf die heimatliche Geschichte eingestellt, schrieb Treffliches über St. Jakob, hinterließ mehrere begabte Söhne.

Adolf Burckhardt, einziger Sohn eines früh verstorbenen, hochangesehenen Basler Juristen, in der Jugend leidend, dann sich zu bedeutenden Fähigkeiten und ernstem, edelm Charakter entwickelnd, alles ihm nicht Ebenbürtige ablehnend, war mir ein teurer Genosse, aber unbewußt in etwelcher Distanz. Er mischte sich kaum in die Kameradenschar. Immerhin habe ich von ihm in der Pädagogia einen Aufsatz über Nikolaus Lenau und besonders dessen Savonarola gehört, der das Beste war, was ich je über diesen melancholischen Dichter vernommen habe. Er ergriff dann das Rechtsstudium, wurde Gerichtspräsident von scharfer Disziplin; allein Krankheit, die er heroisch ertrug, rief ihn bald von seiner blühenden Familie ab.

Doch nun waren die sechs Gymnasialjahre zu Ende, und es galt, auch noch die drei Jahre des *Pädagogiums*, der höheren Lateinschule, zu bestehen, damit die jedem kultivierten Jungen unerläßlichen zwölf Jahre ägyptischer Dienstbarkeit erfüllt seien. Aber offen gestanden: diese Unterbringung in der Schule hatte auch für das Haus ihr Gutes. Was wäre aus einer kinderreichen Mutter in bürgerlichen Verhältnissen geworden, wenn sie nicht, wenigstens für die Tagesstunden, von dem Schwarm zumal der Buben entlastet worden wäre! Also Pädagogium: seltsamer Name für eine höhere Stufe, noch seltsamer aber der Name Gymnasium (Halle, wo nackte Jünglinge sich zu Athleten ausbilden) für die kleinen Buben!

In diesem Moment des Uebergangs fand eine Scheidung statt: die Barbaren, welche sich den Realfächern zuwandten, trennten sich von den Hellenen, die klassischen Studien zustrebten.

Nun gab es neue Lehrer. Vor allem Professor Franz Dorotheus Gerlach, scharfer Deutscher aus Gotha, für Latein. Das war der Löwe der Schule, schon physisch und in der Stimme, und noch mehr im Charakter: jähzornig, maßlos, dann wieder sich sammelnd, um bald wieder loszubrechen. Er haßte besonders bäurische Manieren: «Sie

sitzen ja da wie ein Tier oder gar wie ein Bauer.» Oder: «Sie unverschämter Bube du», und ähnliche Koseformen entfuhrn ihm leicht. Trotzdem ertrug man ihn, denn in seinem Fach war er zu Hause. Hat er doch mit dem heute posthum so berühmt gewordenen, damals nicht beachteten Bachofen eine Römische Geschichte herausgegeben — wenigstens angefangen. Er gewann uns auch dadurch, daß wir das C als K aussprechen durften: Kikerone judike und Kaesar. Das hatte viel für sich; denn wie wäre sonst Kaisarijeh, Kaekastel und Kaiser aus Caesar entstanden?

Wir lasen tüchtig mehrere Klassiker, Prosa und Poesie, und fanden uns stark von dem pikanten, hypereleganten und unverschämten Horaz angezogen, schlugen uns auch durch seine seltsamen Inversionen, wo oft der Satz in seine Bestandteile gelöst und in einzelnen Bruchstücken aus dem Ganzen muß zusammengelesen werden, ordentlich durch. Ob wohl die römischen Zeitgenossen des Dichters, etwa Maecenas oder «unser» Munatius Plancus, sich die gleiche Mühe nahmen? Und vollends wenn er, in der II. Epod.: *Beatus ille qui procul negotiis*, ein langes, wirklich rührendes Loblied auf den bescheidenen Bauernstand singt, um uns erst in den letzten Versen zu vexieren und uns zu sagen, daß das der heuchlerische Erguß eines Wucherers sei, der im Begriff ist, seine hundert Prozent Zinsen aus den Schuldnern herauszuschlagen!

Später, als ich beim Rechtsstudium mich in das einfach knappe Latein des Corpus Juris, der römischen Juristen Ulpian, Gajus usw. vertiefte, war ich erstaunt über den Gegensatz dieses hausbackenen Lateins mit dem künstlich aufgebauchten, durch Ornamente aller Art, durch beige-mischtes Griechisch aufgeputzten Latein der sogenannten Klassiker. Und das Beste, z. B. des Tacitus *Germania*, wurde nie in der Schule gelesen. Auch wurde nie eine etymologische Worterklärung gegeben, was doch schon den Schüler mächtig angezogen hätte. Im übrigen wurde die Formenreiterei sehr mäßig betont und überall auf richtiges, sachliches Verständnis gedrungen.

Professor Wilhelm Vischer, Basler, der Grieche, war *toto caelo* von Gerlach verschieden. Aristokratisch steif, hochgewachsen (er hieß der dünne Vischer gegenüber dem Logiker: dem dicken Fischer), etwas schwerhörig, vornehm, kalt, doch wohlwollend. Mit Homer ging es gut: der war auch stellenweise wundervoll! Schon schwächer mit dem Redner Isokrates und mit den Tragikern schon recht schwach. «Sind Sie präpariert?» fragte Vischer unzählige Male. Immerhin wurde doch etwas gelernt. Warum hat man nicht auch einmal Neues Testament gelesen?

Wilhelm Wackernagel, berühmter Germanist und Dichter, war uns eine hochgeachtete, ganz von selbst beste Disziplin haltende Persönlichkeit. Preuße, stramm, doch auch mild, war er in Rede und Schrift ein unerreichtes Vorbild deutschen Stils. Glückliche, wer bei ihm lernte, denn es haftete ihm zeitlebens eine gute Ausdrucksweise und korrekte Syntax an. Öffentlich ließ er sich selten hören. Doch einmal sprach er in der Aula entzückend über eine spanische Reise, zumal über Sevilla. Freilich wies dann dem Unfehlbaren ein Mathematiker den Schnitzer nach: «Da sind wir zwischen Afrika und Europa unter einem Regenbogen durchgefahren.»

Der Humor Wackernagels war stets wach. Ich hörte ihn, als ein alter Basler Theologe sich über Fang und Zubereitung des Lachses ausließ, ihm zurufen: «Stäehelin, was sind das für laxe Grundsätze!» Leider tat unsere Klasse dem verehrten Lehrer ein Leid an: Im Schlußexamen hatte er die unglückliche Idee, uns über die Prosodie der Dichter zu examinieren. In allem sonst wären wir glänzend bestanden, nur die Metrik und Prosodie ließen wir, als Nebensache, links liegen. Dumpfes Schweigen erfolgte auf alle seine mühseligen Fragen, so daß er, gerechten Aergers voll, rasch den Schauplatz verließ.

In der Logik dozierte der «dicke» Fischer, ein gemüthlicher Schwabe. Aber für dieses Fach war ich total vernagelt. So teuer mir praktisch logisches Denken und Schreiben war, so unfäßlich, ja absurd fand ich die ab-

strakten Regeln. Ich habe von der Sache nichts behalten als den Anfang des Mnemonischen Verses: Barbara celarent, und das Ende: Felapton.

In der Geschichte dozierte uns im Pädagogium Professor Brömmel, Deutscher, kleines Männchen, exakt, Genealogien und andere Reihen stets tabellarisch darstellend. Der Vortrag peinlich pedantisch, aber gediegen. Von ihm hörte ich damals zuerst das später so tragisch geläufige Wort Irak mit dem Beisatz: «Dort wachsen Futterkräuter in der Höhe der darin weidenden Tiere.» Es fiel dem kleinen Herrn oft schwer, den obersten Teil der Wandtafel mit der Kreide zu erreichen. In der Mädchenschule sollen ihm die grausamen Mädchen den Streich gespielt haben, die Kleiderhenke von Zeit zu Zeit immer höher geschraubt zu haben, so daß Brömmel seinen Ueberzieher nicht mehr abhängen konnte.

Auffallenderweise fanden es die Götter erst für das Pädagogium passend, doch wenigstens eine Religionsstunde per Woche, und zwar Montags 8 Uhr, geben zu lassen, und zwar durch den ausgezeichneten Theologieprofessor Karl Rudolf Hagenbach, Vater meines Freundes Eduard. Ein echter Basler, edel, fein, formvollendet, den Pietisten etwas zu liberal, gelehrt, von liebenswürdigem Umgang. Nach kurzem Gebet gab er uns an Hand eines Schriftworts eine ebenfalls kurze, vielleicht etwas abstrakte Betrachtung. Den Schülern fehlte jedoch die gehörige Sammlung, denn sie hatten den Kopf voll der Aufgaben, die sie gleich nachher in Sprachen, Rechnen usw. zu lösen oder worüber sie zu referieren hatten. Es war zu abrupt. Man wohnte in ehrfürchtigem Schweigen an.

Dieser Hagenbach hat eine Kirchengeschichte ersten Ranges und viel anderes Gutes geschrieben, hat sich auch politisch, z. B. aus ästhetischen, nicht ganz abzulehnenden Gründen, gegen den Evangelisten Hebich betätigt, hat aber auch zwei Bände prächtiger Gedichte herausgegeben, die eine ganz andere Verbreitung verdient hätten als nur die lokale. In hoher Formvollendung, ein Reimvirtuose ohne-

gleichen, hat der Autor die ihm vorkommenden freudigen und ernsten Dinge besungen, auch einen Zyklus über den Großen Fritz und einen solchen über Luther geliefert.

Und nun die Gewissensfrage: Bin ich gern in die Schule gegangen? Es ist sehr undankbar, und doch muß ich zur Steuer der Wahrheit antworten: nein. Die unendliche Sitzerei, das unendliche Latein, die Lockung der um Basel in reicher Fülle gebreiteten Natur, die Beugung unter tausenderlei kleine Lasten und einige mir unsympathische Fächer ließen mich den Moment ersehnen, wo der Schul-sack in die Ecke flog und so manches bereits stark abgegriffene Schulbuch ihm nach.

Ein besonderer Umstand wirkte mit. Stark angeregt durch Preiswerks Umgang, hatte sich bei mir eine gewaltig ins Freie lockende Liebhaberei ausgebildet: Pflanzen zu schauen und zu sammeln. Ich war einer der ersten, der sich mit einer grünen Büchse durch die Straßen wagte, nicht ohne den höhnischen Ruf der Steinlemer und Spal-mer zu hören: «Luege dä!» Einmal eines Samstagnachmittags wanderte ich, die Büchse am Rücken, einsam wie so oft über das Muttenser Feld gegen den Wartenberg, als ich einigen meiner Lehrer begegnete. Der Herr Rektor war auch dabei. Wenige Tage darauf machte dieser meinem Vater einen offiziellen Besuch und äußerte Bedenken wegen meiner Liebhaberei, die der Richtlinie der weitem Berufsentwicklung kaum entsprechen dürfte. Diese Warnung war eine edle Tat des Schulmannes, der sich verpflichtet fühlte, über die nächste Aufgabe der Schule hinaus in die Erziehung einzugreifen. Heute noch — viel zu spät — danke ich dem Rektor und schallt mir die allgemeine Regel des Evangelisten Elias Schrenk ins Ohr: nur keine Liebhabereien! Oder wenn schon, dann die Zin-zendorfs.

Wie wirkte nun aber der gegenseitige Einfluß der Klassenkameraden aufeinander? Die Oberfläche wurde rauh und das Innere hart im Vergleich zu der Feinheit und Weiche des Hauses. So mußte es ja kommen. Der Ton war

so derb, so spöttisch, so rücksichtslos als nur möglich, mit Kraftwörtern von der Gasse und mit einigen studentischen gemischt. Das im Hause Unmögliche war hier bewundernswert. Die anfangs starke innere Reaktion mußte sich jedoch gar bald verbergen, und das Hauskind eignete sich den Ton der Klasse an, um sich vor dem Hohn derselben zu retten. Fatale, aber unvermeidliche Anpassung: fatal, weil immer etwas hängen bleibt.

Dagegen lernte man die Empfindlichkeit ablegen, den Spott zu ertragen oder ihn handgreiflich abzuwehren, auch die grobe Form von der schlimmen Absicht unterscheiden, die nie vorhanden war, und so kam es nicht zum Goetheschen: sich ohne Haß abzuschließen vor der Welt, sondern eher zu dem trivialen: Man muß mit den Wölfen heulen.

Sehr eigenartig war die offizielle Promotionsfeier des Gymnasiums am Ende des Schuljahrs. Sie fand unter großem Zulauf im Münster statt, eingeleitet durch den Gesang der Gemeinde: «Schöpfer meines Lebens, laß mich nicht vergebens auf der Erde sein», von Albert Knapp. Auch die Eliten sangen; prächtig wurde aber die ganze Feier eingerahmt durch Gesänge der Mädchenklassen in weißen Kleidern, die hoch auf den obern Gängen des Münsterchors Platz fanden. Diese Leistung beim Schlußfest der Buben wurde weder verdankt noch sonst hervorgehoben, wie sie es doch verdiente. Der Präsident der «Inspektion» hielt dann eine lange Rede, und zum Empfang ihrer Prämien an die bestnotierten Schüler wurden diese hervorgerufen. Die imposante Feier lief — was das Beste — trocken ab. Eine analoge Feier fand für das Pädagogium in der Aula statt, wo zwei Abiturienten, der eine die deutsche, der andere die lateinische Rede zu halten hatten. Die letzte deutsche, die ich anhörte, war über — Arnold von Brescia, ein etwas hoch gegriffenes Thema.

Natürlich bestand auch — und heute noch — ein die Studentenverbindung möglichst nachahmender Verein: die Pädagogia. Samstagabends kam man in einem Wirts-

haus in Kleinbasel zusammen. In einem ersten Akt wurde manches Anregende geboten: kurze schriftliche Arbeiten nach freier Wahl, Deklamation von Gedichten, sogar von eigenen, Reden über ein Thema. Gutes wurde beklatscht; Ungeübte boten auch Anlaß zu Heiterkeit. So als einmal die Ballade von Ritter Toggenburg also mit Emphase begonnen wurde: «Rittertreue und Schwesterliebe widmet euch dies Herz.» Im zweiten Akt wurde genau nach burschikosem Schema ein Bierdokument durchgeführt und um 10 Uhr aufgebrochen, womöglich mit irgendeinem Ulk auf dem Heimweg. Besonders war die Sammlung von Glockengriffen ein Lieblingssport.

Doch nun genug von den Freuden und Leiden, den Pflichten, Drangsalen und Genüssen der Schule. Wir kommen zu den Oasen in der Steppe, zu den *Sommerferien!* Schon am Samstag vor dem Beginn waren die Buben nicht mehr zu halten: da war Bündelitag, wo der Bündel geschnürt wurde zum Auszug.

Frühe, in der Erinnerung besonders verklärte Ferien genoß ich mit den Eltern. So den Aufenthalt im Dürstel, einem Sennhof ob Langenbruck, wo wir mit der Familie Wettstein zusammen waren. Welcher Reichtum von wonnigen Anschauungen ging mir da auf! Alpenweide mit Vieh und dem obligaten Muni, dem Schrecken unserer Frauzimmer, mit Tannenwald, den aussichtsreichen Höhen, der Alpenansicht von Allerheiligen. Aber welche Tragik trat unvermittelt wie ein Wetterstrahl zwischen dieses grüne Idyll. Man erwartete eines Samstagmorgens den Onkel Wettstein zu Besuch. Er sollte mit einem Einspanner von Langenbruck heraufkommen. Er war zwar körperlich nicht ganz auf der Höhe, hinkte und war wohl leise apoplektisch, und doch kutscherte er selbst. Ich eilte ihm entgegen. In der Tat kroch das Wägelein den Bergweg heran, seltsam bedächtig, schwankend. Aber der Onkel war ja darin. Doch wie! Meine Begrüßung erstarb, denn die Gestalt kauerte regungslos im Winkel: tot. Ein

Schlaganfall hatte ihn betroffen; das Pferd aber kroch den gewohnten Weg hinan.

Mehrere sehr glückliche Ferien wurden auch in Badenweiler, in einer Nische des Schwarzwalds, umduftet von Tannenhochwald, mit den Resten eines geheimnisvoll lockenden Bergwerks und einer behaglich lauen Therme, mit den Eltern verbracht. Schon die Reise war romantisch. Man fuhr mit einem kleinen Dampfboot von der Basler Schifflände rheinabwärts, um bei Neuenburg zu landen und von da über Müllheim Badenweiler zu erreichen. Aber — nicht zum erstenmal — verfing sich dieser «Adler des Oberrheins» in einer Sandbank, neigte sich bedenklich auf eine Seite. «Hat nichts zu sagen», rief der Kapitän; aber doch war männiglich froh, als von Neuenburg ein Waidling herankam und uns ans Festland brachte.

In Badenweiler wohnten wir in der Krone mit einigen Basler Familien, unter denen sich auch eine exotische Erscheinung, ein sehr magerer Herr, schwarzlockig, mit orientalischem Profil und leuchtendem Auge befand: Felician Zarembo, der Russe und spätere Basler Missionspionier in Schuscha an der persisch-russischen Grenze, von wo ihn jedoch ein Ukas des Kaisers bald vertrieb. Natürlich hing ich diesem herrlichen Mann möglichst viel an der Hand. Damals fing ich mit Passion Schmetterlinge. Als nun einmal Zarembo mich ermahnte, diesen Tierlein doch lieber ihr kurzes Leben zu lassen, kam der Schlingel bei mir zum Durchbruch, und ich erwiderte ihm: «Aber haben Sie mir denn nicht gesagt, daß auch Sie im Kaukasus Käfer gesammelt haben?»

Ein andermal, noch in den vierziger Jahren, bildeten die lieben Eltern mit einigen befreundeten Familien (Wettstein, auch Lämmlein, Huber, Heitz usw.) eine etwas gewagte Feriengenossenschaft. Man mietete die sehr altertümlichen, aber noch ziemlich bewohnbaren obern Räume des Schlosses Angenstein, das die steile Schlucht der Birs hinter dem Dorf Aesch königlich beherrscht, ein gewaltiges, graues, massiges Mauerviereck, fast zyklonisch an-

mutend, mit Erkern und Zinnen, nach außen eine male-
rische, drohende Ruine. Man urteile, welch hochroman-
tischen Eindruck diese echte Ritterburg auf einen Buben
wie mich ausüben mußte. Grausig hoch schwebte man auf
den Balkonen über der Birsschlucht; rechts und links stie-
gen die Abhänge bewaldet zu den Felsenflühen auf: zur
Pfeffinger Fluh und zur Falkenfluh. Der Sommer war
regnerisch, fast kein Abend ohne Gewitter. Aber man ließ
mich frei schweifen, wenn es auch hie und da eine Ver-
irrung gab. Ich fand Pflanzen, Versteinerungen in Fülle;
hie und da fing mir Herr Huber auch einen Fisch. Das
alles wurde gezeichnet, gemalt. Sonst ging es etwas wun-
derlich zu. Man plante Ausflüge, aber es blieb beim Plan.
Man wollte nach «Belleriebe» (schreibe Belle Rive) im
Birstal, aber das Vehikel fehlte. Spaziergänge endeten fast
immer in fluchtartigen Rückzügen unter Donner und
Blitz. Die Damen der Genossenschaft sorgten abwech-
selnd für den Tisch: es gab keine spartanischen Kraft-
suppen, aber desto mehr Reisbrei. Schließlich war es so
ziemlich allen recht, zu liquidieren, und doch hatten sich
alle köstlich ergötzt und ausgeruht. Ich wäre freilich noch
gerne wochenlang geblieben.

Gab es später nicht mehr Ferienreisen en famille, so
wußte ich solche unfehlbar mit Kameraden oder gelegent-
lichen Genossen einzurichten, wobei natürlich die bota-
nische Qualität der Gegenden den Ausschlag gab.

Doch es kamen ernstere Zeiten. Man kann sich den-
ken, wie groß bei alt und jung die Erregung war, als die
zum Sonderbundskrieg 1847 führenden Zerwürfnisse be-
gannen. Mein Vater trug schweres Leid, daß er noch ein-
mal in seinem Leben den Fluch des Bürgerkrieges über
das Vaterland durchkosten sollte. Begreiflich war man
auch in der Klasse geteilt zwischen Sonderbündlern und
Freischärlern. Aber nachdem sich auch Basel entschlos-
sen, mit den Eidgenossen zu ziehen, und nachdem das
Genie und die Weisheit des edeln Dufour unglaublich
rasch und schonend den Aufstand niedergeworfen hatte,

waren im Grunde wohl die Sonderbündler am frohsten, daß die Sache so glimpflich ablief, zumal da noch den Unterlegenen der Ersatz der Kriegsosten erlassen wurde. Es war mir eine Freude, als ich als Mitglied eines der Komitees für Hilfe an französischen Gefangenen in den deutschen Festungen anfangs 1871 dem greisen General vorgestellt wurde und von ihm persönlich sein Bild mit Widmung erhielt.

Es war 1848, ich schon fünfzehn Jahre alt und in Steinen in Ferien. Es war recht unheimlich; beim nahen Dossenbach und an der Scheidegg hatten ernste Gefechte der Freischaren mit den preußischen Truppen stattgefunden. Die letzteren hatten gesiegt. Eines Abends kam's nun dunkel, massenhaft, nur mit einzelner Aufblitzen der Gewehre von der Scheidegg herunter ins Tal: ein starkes preußisches Korps, trefflich gerüstet, unter blinkenden Helmen, auch Kavallerie mit zahllosen edeln Pferden, welche Disziplin hielten gleich der Mannschaft. Die Disziplin war untadelig, fast atemlos: die Masse machte sich kaum bemerkbar. Sie löste sich sofort auf zu schwerer Einquartierung. Ins Pfarrhaus kamen Offiziere, auch ein höherer: höflich, kurz. Ich wohnte neben einem dieser Herren. Sonntags nach der Predigt stellte er sich dem Onkel vor und dankte ihm für seine Rede. Daß solche Leute über die Freischaren Meister wurden, erschien auch mir klar. Bald hieß es, es werde auf den weiten Feldern gegen Lörrach hin ein Manöver abgehalten. Natürlich schlich ich mich mit zahlreichen andern Zuschauern rechtzeitig auf Fußwegen in die Nähe, und es gelang mir, so ziemlich mitten in der Aktion an einen Baum gelehnt die gewaltig daherbrausenden Schwadronen der überaus stattlichen Kavallerie zu sehen, dabei auch einen Stab von hohen Offizieren, unter welchen auch der Höchstkommmandierende: kein geringerer als der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser, gewesen sein muß.

Doch nun zu meinen kameradschaftlichen *Ferienreisen* in der Schweiz. Nur zuweilen, wo die Gelegenheit

gar zu lockend war und der Fahrpreis erschwinglich, wurde dabei für ebene Strecken der Postwagen oder ein anderes Vehikel benutzt: die Regel war zu Fuß mit dem Ränzlein am Rücken und der botanischen Büchse an der Seite. Dabei ist zu bemerken, daß dem in Gesellschaft Wandernden das Botanisieren bedeutende, ihm eigene Lasten auflegt; denn von dem Genossen ist nicht zu verlangen, daß er stets auch da anhalte, wo der Pflanzenjäger sich bückt, um ein Kraut auszugraben. Und so ist der Botaniker genötigt, zumal in ergiebigem Gelände, dem vorausschlendernden Gefährten nachzurrennen, um ihn wieder einzuholen. So ist der arme Sammler stets außer Atem und abends doppelt müde. Eher findet noch etwa der Zeichner Gnade für eine rasche Skizze. Natürlich betrachtet sich der Freund als ein Opfer des Sammlers und rächt sich etwa damit, daß er das Pflanzenmesser des andern verbirgt und ihn eine Zeitlang ängstlich nach dem unentbehrlichen Möbel suchen läßt. Dahin kam es sogar mit meinem lammfrommen lieben Cuénod: ein Beweis, wie schwer die Prüfung auch für den Begleiter ist.

Denkwürdig auch ist ein noch früherer Aufenthalt im Kloster Engelberg, wo wir sehr freundlich für eine Woche aufgenommen waren und nicht nur mit dem Abt und den Patres, sondern auch mit einem gerade zugereisten römischen Prälaten oder Nuntius an die Tafel gezogen wurden. Ich war mit Albert Fechter unterwegs. Wie lauschten wir, als der Italiener, den die Patres nicht verstanden, es mit Latein versuchte, ohne freilich bei den Tischgenossen viel Beredtsamkeit in Fluß zu bringen. In einem Gewaltsmarsch zogen wir dann mit einem Führer über die wilde und tief verschneite Surenen nach Altdorf zur verdienten, aber wenig genossenen Ruhe; denn der Sonnenbrand auf dem Schneefeld hatte uns zugesetzt.

Im Kloster Engelberg war es, daß ich zum erstenmal in eine echt katholische Atmosphäre eintauchte. Hier trat Rom noch anspruchslos und ehrwürdig auf, abgeschieden im Grunde eines Alpentaales, wo die Einkünfte der Mönche

wesentlich in den in einem großen Holzschuppen bibliothekartig aufgestapelten Käsen ihrer eigenen Ländereien bestanden. Verdientermaßen hat Conrad Ferdinand Meyer in schwungvollen Versen Engelberg besungen. Jetzt brandet freilich die ganze Meute der Sport- und Fremdenwelt an diesem Gestade, aber damals — es mag 1849 gewesen sein — war die Poesie noch aktuell.

Denkwürdig ist mir noch eine im Jahr 1850 mit einem Apotheker, Herrn Reuburger, unternommene Reise nach Graubünden. Das erste Stück schweizerischer Eisenbahn von Baden nach Zürich und dann Schiff und Postwagen förderten uns rasch nach Chur. Dann fing die Pilgerreise an. Es war furchtbar weit, aber wundervoll einsam durch die mit bärenhafter schwarzer Legföhrenwaldung starrende Lenzerheide, durch den unbegreiflich tiefen Tobel von Tiefenkasten (jetzt Tiefenkastel) bis nach Bivio-Stalla. Hier faßten wir einen frischen Mut, und bei den cäsarischen Säulen vorbei erreichten wir die Julierhöhe. Und da lag nun, wie ein gelobtes Land, das weite Oberengadin mit seinen blanken Seen, schwarzen Arvenwäldern und schimmernden Hochfirnen vor uns. Wir weilten eine Woche in dem Badeort St. Moritz, und es wird ergötzlich sein, ihn kurz zu schildern, wie es damals Anno Salutis 1850 aussah und zuging — und heute!

Im Dorf waren mehrere bäuerlich und bürgerlich komfortable Gast- und Wirtshäuser, aber ganz auf Engadiner Fuß, das Essen solid, nur durch gewisse süße Gerichte auffallend, die bei uns gesalzen sind. Von Hotels, überhaupt von neuen und nicht engadinischen Bauten keine Spur. Ob 60 oder vielleicht 100 Gäste da waren? Wer weiß es? Es schienen Ostschweizer, Vorarlberger, vielleicht einige Italiener zu sein. Eine prächtig und originell in grüne Seide gekleidete Tirolerin fiel auf. Die Trink- und Badeanstalt bestand in einem ganz einfachen Haus unter schwerem Dach, einsam auf der weiten Sumpfwiese unterhalb des Dorfes, wohin man in etwa einer Viertelstunde gelangte, natürlich zu Fuß. In diesem

Hause trat man in einen küchenartigen, schmucklosen Raum, in dessen Mitte die Quelle mit einer runden Brüstung gefaßt war. Eine Magd in Hemdärmeln schöpfte mit einer blechernen Schöpfkelle dem Gast in sein hingehaltenes Glas. Damit trat er in den als Wirtsstube engadinisch einfach möblierten Nebenraum, setzte sich, bestellte sich ein Schöpplein Veltliner und trank die beiden Flüssigkeiten nach Belieben separat oder gemischt. Von irgendeiner ärztlichen Beratung oder Beeinflussung keine Spur. Der Brunnen schmeckte scharf, leise tintenartig, sauer und war wegen der Menge von Kohlensäure schwierig zu schlucken. Baden — hieß es — könne man auch, es seien einige hölzerne Badewannen vorhanden. Und das war alles. Es gefiel uns sehr gut, denn es war einfach, gediegen, von jeder Reklame weltweit entfernt. Man trank das Wasser damals besonders für den Magen. Die Nerven waren noch lange nicht erfunden. Und die Gesellschaft? Man konversierte, mit wem man im Gasthaus oder auf dem Quellenweg zusammentraf; es kam auch vor, daß man sich einer Partie anschloß, die nachmittags nach einem Aelpli, einer Acla spazierte. Eine gütige Dame hatte eine Kaffeemaschine mitgenommen, dort oben Kaffee bereitet, den man mit der von Sennen gelieferten Milch dankbar genoß.

Nun aber die hochbedeutsame Natur des Oberengadins, die uns umgab! Außer dem längst abgemähten, schon grauen Talboden alles in das dunkle Geheimnis der Arvenwälder gehüllt, deren Boden die *Linea borealis* überspinnt: ein Farben- und Schatteneffekt, unvergleichlich an Hoheit und Größe. Dieser Wald gibt dem Lande den ganz besondern, feierlichen Charakter. Man kommt aus einer gehobenen Sonntagsstimmung nicht heraus.

Wir waren fleißig mit Wandern. Im Rosegtal fanden wir die Bergamaskerhirten in ihrem Kalabreser Kostüm, ernste, solide Männer, die uns von dem süßen Zieger ihrer großen, starken Schafe mitteilten. Glanzpunkt in Stimmung war die völlig einsame, fast weglose, unendlich in Nebel sich dehnende Hochfläche des Bernina, wo Glet-

scher, Firnfelder, Moränen, weithin zerteilte Bäche und mehrere Seen in ein arktisches Chaos zu verschwimmen schienen. Wir trafen nicht eine Seele den ganzen Tag. Nur ein Dante hätte die richtigen Worte zur Schilderung dieses Hochfeldes gefunden. Schweigend und staunend kehrten wir um, nachdem wir eine Stelle am Südhang gefunden, von wo man ins oberste Tannengrün des Puschlavs hinuntersah.

Alsdann galt es, über Maloja nach Chiavenna zu wandern, ein Gewaltmarsch, den wir zwar glücklich und entzückt, aber um den Preis ungeheurer Müdigkeit vollbrachten. Es ist wunderbar, aus der steppenartigen Oede des obersten Engadins, einem schweizerischen Tibet, durch alle Höhenstufen bis zu den von Leuchtkäfern durchsprühten Ginsterbüschen des untern Val Giacomo herabzusteigen und, sei es im Sturmschritt, wenigstens einen Blick zu werfen auf die schimmernden Bondasca-Zinnen, umrahmt von machtvoll nachtdunkeln Kastanien.

Ueber den Splügen wurde die Diligence benutzt, aber dann noch einer der abgelegensten Hintergründe der Alpen, der Rheinwaldgletscher, die eigentliche Rheinquelle, besucht. Das Unternehmen war nicht leicht. Verläßt man die Bernhardinstraße und wendet sich über abschüssige Rasen- und Felsplatten dem in dunkler Tiefe drohend sich dehnenden, blauschwarz und weißlich gescheckten Gletscher zu, hinter dem wilde Hörner sich erheben, so bebt man wider Willen zurück vor dieser ungeheuren Wildnis, in welcher sich der Einzelne völlig verloren fühlt. Gegen die leuchtenden Gletscher der Westschweiz ist dieser Rheingletscher ein unheimlicher Geselle.

Mit einem herzlichen «Auf Wiedersehen!» sagte ich dem damals noch so ursprünglich einfachen Graubünden Lebewohl. Zur Zeit meiner Reise regierte da noch ein mittelalterliches Münzsystem, und Bündner Batzen, Gute Batzen und Blutzger (wohl ursprünglich Bludenzer), eine Scheidemünze aus dünnem Blech, welche die Taschen anfüllte und handvollweise weggegeben wurde, zahlten die

in der Regel billige Rechnung. Reisemüde schleppten wir uns durch die hinter unserer Erwartung zurückbleibende Via Mala.

Aber ein Genuß erwartete uns auf dem Rückweg: wir fuhren, genau um Mitternacht abfahrend, auf einem kleinen Dampfer «Delphin» in Mondschein und Nebelschleiern über den Walensee, nicht ahnend, daß bald darauf dieses Schiff auf dieser Fahrt mit Mann und Maus zugrunde ging. Der Berner Diakonissenvater Dändliker hat über dieses geheimnisvolle Schrecknis einen Roman gedichtet.

Während meiner ganzen Schulzeit stand mir eine großartige Anschau der Weltgeschichte in den zahlreichen Bildern zu Gebote, die in «*Gottfrieds Chronik*», illustriert von *Matthäus Merian*, enthalten sind. Der Text war mir unlesbar und gleichgültig, aber die Bilder, sämtlich figurenreiche Szenen aus allen Gebieten der Geschichte von Erschaffung der Welt bis zur Bartholomäusnacht und dem Sturz von Martinitz und Slawata aus den Fenstern des Hradschin, waren einfach berauschend, wenn auch sehr oft für ein Kind viel zu drastisch. Und das alles beisammen in einem angenehmen, glatten Schweinslederband von handlichem Folio. Natürlich waren unzählbar die Fragen an den lieben Vater um Erläuterung all der Greuel und unerhörten Heldentaten. Die Merianschen Bilder wirkten plastisch, eindrucklich; die Haltung der Personen war klassizistisch edel, stark antikisierend, und wo er nur anzubringen war, erschien der türkische Turban. Noch erinnere ich mich an den Kroesus auf dem Scheiterhaufen, dem «o Solon, Solon» aus dem Munde entflieht, an das Duell zwischen Romulus und Remus, an Curius, der nach so viel Heldentaten

«auf selbstgedüngtem Feld die Rüben durfte braten», an Regulus, an den köstlich biedern Löwen des Androklus, an Luther, der die Bannbulle verbrennt, an Juden, die einen Christenknaben martern. Vor allem aber zogen mich die neuesten Ereignisse an, die in meisterhafter Original-

darstellung gegeben waren: so den Brudermord des Juan Diaz. Denn die Chronik war gut protestantisch.

In den Anfang der Schulzeit fiel auch das Geschenk des berühmten G. Chr. Raff: «Naturgeschichte für Kinder», mit 11 Kupfertafeln, Göttingen 1780. Ein originelles Buch, theistisch, schon leise rationalistisch beeinflusst, ganz original durch die Methode des Dialogs zwischen dem Lehrer und den Kindern, ja selbst zwischen Lehrer und Kindern einerseits und dem zu beschreibenden Tiere anderseits, alles in gütig munterm Tone geschrieben. Schon die Vorrede ist eine Zwiesprache zwischen dem Autor und den Kindern. Besonders eingehend wird — da ja damals die Physiokratie herrschte — die Seidenzucht abgehandelt. Die Dialoge zwischen dem Lehrer und z. B. dem Vogel Strauß, dem Biber, dem Schwein, der Ziege, dem Fuchs sind ergötzlich, mit Humor meist zuungunsten des Tiers, doch dessen Charakter gut herausarbeitend. Ein schwerer Lapsus passiert dem Autor: er hat eine geradezu wütende Antipathie gegen die Katze, die er verleumdet und ihr die scheußlichsten Infamien andichtet. So weit geht dieser Zorn, daß sich der wild gewordene Raff in eine für dies Kinderbuch absolut unpassende Polemik mit Katzenfreunden einläßt. Dagegen muß anerkannt werden, wie tapfer im Verhör des Hirsches Herr Raff gegen die Parforcekatze Partei nimmt, ohne dabei die hetzenden Herren irgendwie anzutasten. Wir sind erst Anno 1780. Der Mensch erscheint als Schluß der Säugetiere in der 12. Ordnung. Die Tafeln sind gut, nur geben sie zu viele und zu sehr verkleinerte Gegenstände. Für Kinder freilich blieb der sonst famose Raff etwas in der Ferne: der Dialog ist zu breit, zu belehrend, das Ganze zu reichhaltig.

Bald folgte das überaus willkommene Geschenk des von *Gotthilf Heinrich v. Schubert* eingeführten *Orbis Pictus*. *Orbes picti* gab es ja schon in früheren Jahrhunderten die Menge. Vielleicht ist der mir geschenkte, unter Schuberts Aegide erschienene von E. F. Kaufmann: «Natur und Menschenkunde» mit 506 Abbildungen (Stutt-

gart, 2 Bände, 1841) eine der jüngsten — und letzten — Ausgaben des berühmten Buches. Es umfaßt universal die Naturgeschichte der drei Reiche und die Geschichte des Menschen nebst der Darstellung seines Leben und Webens auf Erden bis zu den letzten Errungenschaften seiner Industrie, die damals 1841 freilich erst an der Schwelle der neuen Entwicklung vom Handwerk zur Maschine stand, so daß im 2. Band des Orbis noch ersteres in malerischer und gemüthlicher Anziehungskraft zur Darstellung kommt, im trefflich beschreibenden Text sowohl als den sehr lehrreichen und dabei völkisch originellen Bildern. Der Text ist belebt; oft wird der kindliche Leser direkt angeredet. Passende Gedichte fehlen nicht. Der naturhistorische Teil ist auf der Höhe: der Autor fußt auf Skoresby für den Norden, auf A. v. Humboldt für die Anden: daß Schomburgk 1837 die Victoria Regia am Amazonas entdeckte, entging dem Autor nicht. Beim Artikel «Antike Kunst» ist der Laokoon als erstes erhaltenes Werk gepriesen und dargestellt. Merkwürdig berührt, daß die Münzwerkstätte noch ganz im Stadium der Handarbeit steht und daß von Eisenbahnen als einer englischen, demnächst nach dem Kontinent übertretenden Einrichtung die Rede ist.

Zur Krönung dieser Jugendliteratur wurde mir dann bald das bedeutsame Geschenk der klassischen «*Ansichten der Natur*» von *Alexander v. Humboldt* (dritte Auflage, 1849). Welche tiefgreifende, vielleicht allzu tief gehende Anregung mir dies Buch gewährte, kann ich nicht sagen, ohne allzu weit ausgreifen zu müssen. Nicht die prächtige Schilderung der Landschaften und ihrer Einzelheiten war es, die mich begeisterte, sondern die hohe, stets ins Große und Allgemeine gehende Auffassung aller Erscheinungen und Dinge, die edle Tendenzlosigkeit, die glühende Liebe zur Natur und die Rücksichtnahme auf alles Menschliche, und seien es auch die Primitiven des Orinoko und ihre braven Leiter, die Missionare der Mönchsorden; endlich und nicht zuletzt — der deutsche Stil voll Leben und Schönheit, hie und da an Schiller gemahnend. Heute,

nachdem die Sintflut der Gummijagd über diese Länder gegangen ist, erscheint Humboldts Darstellung fast in paradiesischem Licht. Es versteht sich, daß mir der volle Wert dieses unvergleichlichen Buches erst in folgenden Jahren aufging, und man begreift, mit welcher Verehrung ich 1853 den greisen Verfasser in Berlin persönlich sah.

Es ist seltsam, daß die Auswahl der Lieblingslektüre jeder Regel spottet. Ich war früher schon für Hauffs Erzählungen begeistert; noch mehr aber liebte ich die einzelnen genießbaren Stücke im Asmus omnia sua secum portans (1775). Sehr vieles ist Literarkritik und veraltet. Die Gedichte rührten mich, und auch das japanische Reiseabenteuer fand ich köstlich. Noch mehr zog mich die eigenartige herrnhutische Erzählungsweise des Nordpolarreisenden J. Aug. Miertsching (Reisetagebuch 1850) an, die ich — ich weiß nicht wie oft — mit immer neuer Anteilnahme durchlas. Fast noch öfter die Schweizergabe von Joh. Linder 1852, ebenfalls ein Geschenk der Brüdergemeine. Ich schweige natürlich von den Großen: wer hat mich zum Richter und Erbschlichter über sie gesetzt? Aber doch: «Ursprünglich eignen Sinn laß dir nicht rauben: woran die Menge glaubt, ist leicht zu glauben.» Zuweilen korrigiert sich auch nach geraumer Zeit das allgemeine Urteil, und unser eigenes, heterodoxes ist plötzlich rehabilitiert. Nur an einem, am Worte Gottes branden alle Wogen, und es bleibt, was es ist: je länger, um so heller — ein Führer für Zeit und Ewigkeit.

Und nun noch die *Bilder*, welche die Wände unserer bescheidenen Räume zierten. Da war eine schöne, auffallend große Lithographie: der Schweizer Grenadier, eine figurenreiche Darstellung, wie ein eben aus den Kämpfen in Paris heimgekehrter Roter Schweizer einer ganzen Haus- und Dorfgesellschaft von Oberländerinnen von den Begebenheiten der Julirevolution 1830 erzählt. Die Gruppierung ist lebhaft, die Gesichter ausdrucksvoll und schön. Das Original, gemalt von Kirner, ist in der großherzoglich-badischen Gemäldegalerie. Die Lithographie ist von

G. Bodmer, und gewidmet ist das sehr sympathische Stück dem Großherzog Leopold von Baden. Wie oft hat sich meine kindliche Phantasie in dieses ergreifende Bild vertieft!

Da war ferner ein prächtiger Stich: St. Johannes, nach Carlo Dolce; eine Lithographie von Overbeck: «Lasset die Kindlein zu mir kommen»; ein Porträt der lieben Mutter mit hohem Kamm als Fräulein; ein sonderbares, schwarzes Stück: ein englischer Kupferstich, eine Seeschlacht darstellend, mit der Legende «Burnt the President and took the Bienfaisant in Louisbourgh Harbour the 26th July 1758». Schöne Miniaturporträts von Pfarrer Hoffmann, Vaters meiner Mutter, und der Eltern meines Vaters: Lukas Christ in Uniform und seiner Frau, geb. Fuchs, hingen hin und her. Von letzterer, meiner Großmutter, sei noch ein Wort gesagt. Sie war sehr schön, und ich erinnere mich schwach, sie in dem obern Zimmer unseres Hauses gesehen zu haben, das sie mit ihrem Hündchen Seri bis an ihr Lebensende bewohnte.

Selbstverständlich haben sich auch bei uns einige jener lebensgroßen Porträts in Oel angesammelt, welche die Epigonen der einstigen Ahnenbilder darstellen, die nun überall als lästiger Besitz unter den Hammer kommen. Es waren zum Teil sehr angenehme Leutlein, deren Namen freilich, schwer lesbar, früher erloschen als die Bilder. Nur vage wurde eine junge Frau als Bäsi aus dem «Himmel» (so hieß das Zunfthaus an der untern Freien Straße) bezeichnet. Eine andere, eher fürchterlich durch ihr Maria-Theresia-Kostüm und entsprechenden Ausdruck, hieß die Tante Giesel und sollte aus der Sippe meiner Mutter stammen. Man ließ sie einmal restaurieren und ihr dabei den allzu offenen Magen zumalen, wobei die Malerin bemerkte, das habe sie schon mehrmals solchen Damen antun müssen!

Soll ich etwa noch einige Erinnerungen an heute wohl *vergessene Gebräuche* mitteilen, die sich auf Essen und Trinken in meiner Kindheit beziehen? Es sei!

Kaffee als Milchkaffee regierte durchaus; als Frühstück und als Vieruhrkaffee war er unerläßlich. Tee war langsam im Aufstieg und mehr nur als Visitengetränk eingeführt. Beim Wein verlangten die Kenner eine bestimmte Mischung von Markgräfler und Elsässer. Wir gehörten nicht zu diesen Kennern, denn bei uns war über Tisch die Wasserflasche stark in Tätigkeit. Hypokras war über Neujahr populär. Die Gelehrten waren nie einig, ob dieser Name vom großen Arzt Hippokrates oder vom griechischen Wort: mischen = ὑποκεράννυμι herstamme. Bereitet wurde er, indem man beim Küfer ein Quantum Collioure, einen dicken süßen Rotwein, bestellte und diesen eine Zeitlang mit allerlei Gewürz ansetzte.

Sauermilch galt nicht als eßbar, sondern als verdorben und wurde weggeschüttet in die Säutränke. Auf Altjahrabend wurde eine sauersüße Pastete mit viel Meerträubeln (Rosinen) bereitet, gleichsam als Symbol dafür, daß keine Resten aus dem Haushalt des alten Jahres ins neue Jahr hinüberzunehmen seien. Eselsmilch für Kranke war erhältlich. Ein gewisser Goßweiler besaß Eselinnen, von denen eine milchige nebst dem Füllen — sonst gab sie die Milch nicht her — vor das Haus geführt und deren Milch ins Glas gemolken und frisch getrunken wurde. Auch geröstete Milch wurde bereitet als Ansatz zu einem köstlichen Tee für Brustkranke. Milch wurde in der Pfanne auf sanftem Feuer unter viel Rühren abgedampft, bis nur ein goldbrauner, grümeliger Stoff zurückblieb, von herrlichem Duft und Geschmack.

Dagegen kostete es den Patienten Ueberwindung, sich an die Schneckenbrühe zu gewöhnen. Man suchte und fand Landleute, welche die großen roten, schleimigen Nacktschnecken aufsuchten und sie ablieferten. Aus diesen wurde dann eine Art Kraftbrühe bereitet. Ob das Kind diese Kur derjenigen mit Fischtran vorzog oder nicht, wurde nicht lange gefragt.

An die einst berühmte Kinderspeise: Saffere-Babbe, d. h. Milchbrei mit Saffran gefärbt, erinnere ich mich nur

dunkel. Als ein Phänomen erschien es, wenn etwa bei irgendeiner Gasterei in einem Zunfthause ein ganzes braun gedünstetes Spasäuli paradierte, mit einem Lorbeerblatt im Munde.

Doch nun laßt es genug sein des grausamen Spiels.

Ich überlasse meinen lieben Lesern — und als solche denke ich mir zunächst lediglich meinen lieben Sohn und meine Enkel — die heutigen Zustände, die sie besser kennen als ich selbst, mit denen zu vergleichen, wie sie während meiner Jugendjahre bestanden. Dabei kommt sehr in Betracht, daß sich meine Aufzeichnungen in dem engen Kreis eines Schuljungen bewegen und daß darin die Darstellung des öffentlichen und politischen Lebens notwendig fehlt. Immerhin werden meine Kinder und Enkel bei einem Vergleich auf geradezu ungeheure Unterschiede stoßen, wie sie in der Weltgeschichte kaum ihresgleichen haben, zumal seit etwa dem Jahr 1850 und noch mehr seit dem Kriege 1914 und dem darauffolgenden sogenannten «Frieden».

Mir aber bleibt übrig, mit Dank gegen Gottes gnädige Führung durch all die Jahrzehnte hindurch dem Tag entgegenzusehen, da auch ich durch das dunkle Tal gehe, getröstet durch den Stab und Stecken des Herrn, in der Hoffnung, meine Lieben wiederzusehen und im Hause des Herrn zu bleiben immerdar. Ich hüte mich wohlweislich, den lieben Meinigen Ratschläge mitzugeben auf ihren weitem Lebensweg. Ich beschränke mich auf den einzigen, um so dringenderen Hinweis:

Haltet euch an Jesum Christum, gestern, heute und denselben auch in Ewigkeit.

Geschrieben 15. April 1931.